



N°01 · 05.01.2024 · 71. Jahrgang

Unabhängige Wochenzeitung für Politik, Wirtschaft und Kultur

POLITIK

„Eine Riesenarbeit“

Im Auftrag des Premiers will Sozialministerin Martine Deprez (CSV) ab diesem Frühjahr sondieren, wie sich das Rentensystem langfristig finanzieren lässt

„Vu Mierzeg“

Im Arlerland ist das Moselfränkische am Aussterben. Derweil träumen frankophone Belgier von der (Wieder-)Vereinigung

« Chef vun all de Leit »

De quoi #Luc est-il le nom ? Une méta-analyse des interviews de fin d'année

WIRTSCHAFT

„Un véritable cadeau de la nature“

Paysages du Fer heißt ein monumentales Werk über die Repräsentation der Minett-Landschaft in der Malerei im Laufe der letzten 150 Jahre. Ein Abriss

FEUILLETON

Frank has left the building

Frank Feitler est décédé le 21 décembre. Il laisse le souvenir d'un homme engagé, à l'écoute des autres et plébiscitant le travail d'équipe



LEITARTIKEL

For profit

IIII Peter Feist

In Luxemburg gibt es drei Privatlabors für biomedizinische Analysen: Ketterthill, Laboratoires Réunis und Bionext. Am Donnerstag vergangener Woche reichte das letzte seine Geschäftsbilanz 2022 beim Handelsregister ein. Liest man die Bilanzen der Jahre 2019 bis 2022, erkennt man, dass die drei Unternehmen während der Covid-Pandemie gut verdienten. Umsätze und Nettogewinne gingen 2020 in die Höhe. 2021 stiegen sie ein weiteres Mal. Als die Seuche 2022 abklang und damit auch der Bedarf an Tests, sanken sie wieder.

Die Frage, wer wann wie viel verdiente, ist natürlich interessant, aber eigentlich sogar sekundär. Dass die Laboratoires Réunis besonders viel Geld machten, ist kein Wunder. Sie hatten von Mai 2020 bis September 2021 den Regierungsauftrag für das *Large scale testing* erhalten. Verglichen damit, war der Anteil von Ketterthill und Bionext am Testgeschäft in diesen beiden Jahren deutlich kleiner. Dividenden an ihre Aktionäre aber reichten alle drei Unternehmen aus. Im besonders einträglichen Jahr 2021 ließen die Laboratoires Réunis von den 22,6 Millionen Euro Nettogewinn 19,28 Millionen ihren Aktionären zukommen. Ketterthill zahlte aus seinen 16,5 Millionen Euro Gewinn Dividenden in Höhe von 15,97 Millionen. Bionext gab von 8,81 Millionen Euro Gewinn 6,3 Millionen als Dividenden ab.

Was zum primär interessanten Punkt führt. Die drei privaten Labors sind die wichtigsten Akteure *for profit* in der Gesundheitsversorgung hierzulande. Ihre Umsätze realisieren sie auch außerhalb von Pandemien zu einem großen Teil mit öffentlichen Leistungen bei öffentlicher Bezahlung. Fließen aus Gewinnen Dividenden, steckt in ihnen auch öffentliches Geld.

Die Frage, ob das so sein darf, wurde im Grunde schon mit Ja beantwortet, als die 1999 neu eingeführte Pflegeversicherung einen freien Pflegemarkt schuf, der auch den einen oder anderen Konzern aus dem Ausland anzog. Sie wurde ein weiteres Mal und noch deutlicher mit Ja beantwortet, als 2011 die damalige CSV-LSAP-Regierung das Privatlaborgesetz änderte und die Organisation der Labors in Kapitalgesellschaften erlaubte. Sie unterband jedoch nicht, dass diese Gesellschaften auch von Finanziers kontrolliert werden können. In Luxemburg sind die Aktionäre von Bionext und den Laboratoires Réunis, allen verfügbaren Erkenntnissen nach, Leute vom Fach. Das größte Labor, Ketterthill, ist eine Filiale von Cerba Healthcare Belgium, die wiederum zur Cerba-Gruppe gehört. Deren Aktionäre waren bis vor kurzem Private-Equity-Fonds und Pensionsfonds. Neuerdings ist es die französische Beteiligungsgesellschaft Chrome Topco, in die vermutlich Fonds investieren.

Damit liefert die Laborbranche Anschauung für die Politik. Noch ist das Segment *for profit* in der Gesundheitsversorgung nicht groß. Aus dem Wahlkampf-Slogan von CSV und DP: „Mehr Freiheit für die Privatinitiative!“ wurde im Koalitionsvertrag der Regierung das vorsichtiger Versprechen, „au plus vite possible“ einen gesetzlichen Rahmen für Ärztesellschaften zu definieren, „lesquelles ne pourront être composées que des médecins et d’autres professionnels de santé“. Doch ob so eine Beschränkung sich bei europäischer Niederlassungsfreiheit und Freiheit der Kapitalzirkulation realisieren lässt, bleibt zu beweisen. Die Gesundheitsministerin der vorigen Regierung meinte, das gehe nur für Luxemburger Teilhaber und Aktionäre. Akteuren aus dem Ausland wollte sie mit einem Gesetzentwurf über Ärztesellschaften die Tür öffnen. Aber abgesehen von der Frage, ob Beteiligungsgesellschaften und Investitionsfonds etwas zu suchen haben sollen im Luxemburger Gesundheitswesen mit seinem hohen Anteil an öffentlicher Finanzierung, stellt sich natürlich auch die nach dem *for profit* generell. Der Deontologiekodex der Ärzte schreibt immer noch vor: „La médecine ne doit pas être pratiquée comme un commerce.“ Wann *for profit* kein Kommerz wäre, wie dafür gesorgt werden soll, welche Regulierung es dazu braucht, ist die besonders spannende Frage. Dass sie für die Privatlabors, die wichtigsten Akteure *for profit* im System, immer wieder gestellt wird und ganz gleich wer sie kontrolliert, ist kein Wunder. ●



Politi



Martine Deprez am
22. Dezember in
ihrem Büro am
Rousegärtchen

„Eine Riesenarbeit“

IIII Interview: Peter Feist

Im Auftrag des Premiers will Sozialministerin Martine Deprez (CSV) ab diesem Frühjahr sondieren, wie sich das Rentensystem langfristig finanzieren lässt



Protest von KPL und Linken vor der Verabschiedung der Rentenreform der CSV-LSAP-Regierung am 5. Dezember 2012

In seinem RTL-Neujahrsinterview sagte CSV-Premier Luc Frieden, es wäre „feige“, keine Diskussion über die Renten zu führen. Viel konkreter wurde er nicht, CSV-Sozialministerin Martine Deprez ist in seinem Auftrag auf Sondierungsmission. „Ihre Pisten sind nicht die der Regierung“, erklärte Luc Frieden, denn die Sondierung beginnt erst. Sein Interview mit RTL wurde am 18. Dezember aufgezichnet. Das Land traf Martine Deprez vier Tage später.

D’Land: Frau Ministerin, kein anderes Regierungsmitglied spricht im Parlament so oft und noch immer über den Koalitionsvertrag wie Sie. Im Ausschuss für Gesundheit und Sozialversicherung ging es am 6. Dezember los, danach ging es jeden Mittwoch weiter. Am 10. Januar ist die nächste Sitzung...

Martine Deprez: ... und am 17. Januar die übernächste.

Lädt jedes Mal die LSAP Sie ein, und Mars Di Bartolomeo streitet mit Ihnen über die geplante Rentenreform?

Mich muss niemand einladen, ich komme freiwillig (*lacht*). Über die Renten wurde nur am 6. Dezember diskutiert, in den Sitzungen danach über die Gesundheitspolitik. Von einer Reform der Renten spricht die Regierung noch nicht. Im Koalitionsvertrag kommt das Wort nicht vor.

Dort steht, das Rentensystem soll „langfristig abgesichert“ werden. Die damalige CSV-LSAP-Regierung

wollte sie 2012 mit ihrer Rentenreform bis ungefähr 2050 absichern. Falls die CSV-DP-Regierung nun meint, das reiche nicht, würde das weitreichende Änderungen bedeuten, nicht wahr?

Aber darüber müsste es einen Konsens geben. Wie er aussehen könnte, weiß ich noch nicht. Deshalb sieht der Koalitionsvertrag eine breite gesellschaftliche Debatte vor. Ich werde zunächst viele bilaterale Gespräche führen und mir alles anhören, was *vum Terrain* kommt. Das ist der Auftrag, den der Premier mir gegeben hat. Die Resultate der Gespräche wird das Ministerium analysieren und der Regierung ein Projekt vorlegen. Darüber wird mit allen Beteiligten gemeinsam weiterdiskutiert.

Auch mit den Oppositionsparteien, wie 2001 und 2002 am *Rentendösch*?

Ich schließe das nicht aus. Wenn ich im Kammarausschuss bin, diskutiere ich mehr mit der Opposition als mit Abgeordneten meiner eigenen Partei.

Wieso reicht die Reform von 2012 nicht?

Seit 2012 wurde über die Renten nicht mehr politisch diskutiert. Das wurde vermieden. Dadurch geriet in den Hintergrund, dass unser System zwar nicht morgen, aber übermorgen Probleme bekommen wird. Wir müssen heute darüber nachdenken, was wir dagegen unternehmen.

Meine zweite Feststellung lautet, dass die Reform von 2012 die Rentenausgaben auf lange Sicht um nicht mal zehn Prozent senkt. Und sie hat nichts an der Architektur der Altersvorsorge geändert: Nach wie vor kommt der allergrößte Teil der Einkünfte im Alter aus dem ersten Pfeiler, der öffentlichen Rentenversicherung. Der zweite Pfeiler, die betrieblichen Zusatzrenten, und der dritte, die privaten Altersvorsorgeverträge, müssen eine größere Rolle spielen.

Für so einen Systemwechsel haben CSV und DP sich bei den Wahlen aber nicht mandatieren lassen. Im Wahlkampf spielten die Renten keine Rolle.

Im Wahlprogramm der CSV stand, dass langfristig Handlungsbedarf besteht und dass eine detaillierte Analyse der mittel- und langfristigen finanziellen Tragfähigkeit des Systems vorgenommen wird. Ich hatte 2009 zu den Kammerwahlen kandidiert. Im Wahlkampf damals waren die Renten ein großes Thema. Anschließend kam die Reform von 2012. Im Wahlkampf dieses Jahr war ich nicht dabei. Wäre ich dabei gewesen, hätte ich mich dafür eingesetzt, die Renten stärker zu thematisieren.

Dann ist die Reform, die noch nicht so heißen darf, Ihre Idee? Und nicht die von Luc Frieden oder der DP, die 2012 weitergehen wollte als CSV und LSAP?

Ich hatte das Glück, in der Arbeitsgruppe Sozialversicherung zu den Koalitionsverhandlungen dabei zu sein. Mit den beiden CSV-Abgeordneten Claude Wiseler und Marc Spautz versuchten wir, im Sinne unseres Wahlprogramms das Rententhema in den Koalitionsvertrag einfließen zu lassen. Luc Frieden griff die Idee auf. Ich war nur in einer technischen Arbeitsgruppe. Was sie andachte, wurde in die Etage über uns weitergereicht, um dort politisch besprochen zu werden. Wie das geschah, ob die eine Partei sich stärker dafür einsetzte, als die andere oder nur Luc Frieden diese Position vertrat, kann ich Ihnen nicht sagen.

Was meinen Sie mit Problemen im System? Seit 2012 überprüft die Generalinspektion der Sozialversicherung (IGSS) alle fünf Jahre, ob der Beitragssatz von drei Mal acht Prozent auf ein Bruttogehalt in den jeweils kommenden zehn Jahren reichen wird und ob das Verhältnis der Ausgaben der Rentenkasse zu ihren Einnahmen größer zu werden droht als der Beitragssatz. 2022 fand die IGSS, dass dieses Verhältnis 2027 kippen könnte. Doch das ist eine Modellierung. 2012 hatte die IGSS den kritischen Punkt auf 2018 veranschlagt, 2016 auf das Jahr 2023. 2018 korrigierte sie ihn auf 2024. Doch nie trat das ein. Wieso will die CSV-DP-Regierung nicht warten, ob die Konjunktur sie rettet? So wie sie ihre beiden Vorgänger-Regierungen gerettet hat.

Weil wir zurzeit in einer Rezession sind und nicht abzu-sehen ist, ob es in den nächsten Jahren ein Wachstum geben wird, das hoch genug ist, um uns zu retten. Weil ein Rentensystem, das derart von permanentem Wachstum abhängig ist wie unseres, nicht gesund ist. Und weil das permanente Wachstum durch die Krisen der letzten Zeit immer wieder infrage stand. Angefangen mit der Covid-Pandemie.

Im Reformgesetz von 2012 stehen Maßnahmen, die ergriffen würden, wenn das Verhältnis der Ausgaben zu den Einnahmen schlechter wird als der Beitragssatz. Dann würde die Jahresendzulage zu den Renten gestrichen. Die Anpassung bestehender Renten an die Reallohnentwicklung würde mindestens halbiert, vielleicht ganz abgeschafft. Warum reicht das nicht?

Das sind kurzfristig wirkende Maßnahmen. Sie würden uns vielleicht ein Jahr Spielraum geben.

Die IGSS schreibt, wenn die Jahresendzulage entfielen und die Rentenanpassung um 75 Prozent gekürzt würde, wäre Ruhe bis 2032.

Wenn man den Bericht genau liest, dauert die Ruhe höchstens zwei bis drei Jahre. Das wäre ein kleiner Puffer, auf längere Sicht brächte er nicht viel. Die Regierung will auf längere Sicht agieren. Die Reform von 2012 senkt die Leistungen für neu gewährte Renten um rund zehn bis fünfzehn Prozent. Doch das zieht sich über vierzig Jahre hin. Voll wirksam wird es erst 2052. Ich stelle mir vor, diesen Effekt vorzuziehen. Auf 2035, im Idealfall auf 2032.

Der ursprüngliche Reformentwurf wollte den Effekt 2013 einsetzen lassen, für alle neuen Renten gleich nach Inkrafttreten der Reform. Die Streckung über 40 Jahre war ein Zugeständnis an die Gewerkschaften. Die werden von einer Stauchung um 20 Jahre nicht

viel halten. Die Oppositionsparteien links von CSV und DP auch nicht.

Mir ist klar, dass eine Riesenarbeit auf mich wartet. Das Rententhema ist das politisch schwierigste in meinen beiden Ressorts *Santé* und *Sécu*. Ich werde sehen, wie sich dazu ein Konsens herstellen lässt und welche Szenarien wir konkreter beziffern, um sie vertiefter zu diskutieren.

Würde der Kürzungseffekt auf 2032 vorgezogen, müssten Aktive, die in acht Jahren pensioniert werden, sich ziemlich kurzfristig auf kleinere Renten gefasst machen. Ist das fair?

Es wäre nicht fair, das Rentenniveau von Menschen infrage zu stellen, die kurz vor der Pensionierung stehen. Mehr noch: Damit würde das legitime Vertrauen beschädigt, das die Bürger in die Organisation des Staates haben müssen. Das kann niemand wollen. Ich rasoniere eher so, dass ein Aktiver, dem bis zur Pensionierung noch 20 Jahre bleiben und der sich sein Leben in den vergangenen 20 Jahren so organisiert hat, dass er mit dem aktuellen System klarkommt, in den verbleibenden 20 Jahren die Möglichkeit erhalten muss, sich an ein geändertes System anpassen zu können. Diese Möglichkeiten müsste der Gesetzgeber schaffen. Das könnte zum Beispiel eine private Altersvorsorge im dritten Pfeiler sein.

„Ich stelle mir vor, den Kürzungseffekt der Reform von 2012 vorzuziehen. Von 2052 auf 2035, im Idealfall auf 2032.“

Wieviel an Rentenleistungen bekommt man aus so einer Privatversicherung? Wenn ich richtig informiert bin, kann man sich das angesparte Kapital entweder auf einmal auszahlen lassen oder je zur Hälfte als Einmalzahlung und als monatliche Rente.

Ich meine, das gilt noch immer. Also bekommt man das angesparte Kapital plus Zinsen und eventuelle Boni, die der Versicherer erwirtschaftet hat. Wer jeden Monat 200 Euro in eine solche Altersvorsorge einzahlt, erhält am Ende nicht viel mehr, als aus diesen monatlichen 200 Euro über mehrere Jahre zusammenkam.

200 Euro monatlich sind 2 400 Euro im Jahr. Maximal 3 200 Euro lassen sich auf der Einkommensteuererklärung geltend machen. Das wären 267 Euro im Monat, aus denen sich später vermutlich noch immer keine hohe Rente ergibt. Laut Koalitionsvertrag sollen Pfeiler zwei und drei „attraktiver“ gemacht werden. Soll die Absetzbarkeit im dritten Pfeiler erhöht werden?

Da bin ich mir nicht sicher. Der steuerliche Anreiz ist schon jetzt relativ groß. Die meisten Verträge im dritten Pfeiler werden zur Optimierung der Steuererklärung abgeschlossen. Klar ist, dass der dritte Pfeiler implizit attraktiver wird, wenn aus dem ersten weniger Rente bezogen werden kann.

Mehr Absetzbarkeit würde auch heißen, dass die Staatskasse auf Steuereinnahmen verzichtet und die Versicherer mehr verdienen. Der Branchenverband Aca hatte in einem Brief an den *formateur* angeregt, die Absetzbarkeit auf 6 400 Euro im Jahr zu verdoppeln. In einem Positionspapier für den Wahlkampf plädierte die Aca sogar für 12 800 Euro. Kommt sowas nicht in Frage?

Darüber wurde noch nicht diskutiert. Die Regierung will den zweiten und den dritten Pfeiler stärken, aber über Beträge wurde noch nicht gesprochen. Das wird auch davon abhängen, welcher Konsens sich über Änderungen im ersten Pfeiler finden lässt. Anschließend könnte man die steuerlichen Vorteile zum Beispiel staffeln, je nach den eingezahlten Prämien, in Abhängigkeit vom Alter und so weiter. Da gibt es viele Möglichkeiten.

Wenn die Leistungskürzung vorgezogen wird, müssten womöglich viele Aktive in eine private Altersvorsorge investieren, um nichts zu verlieren. Welche Population wäre das, und unter welchen Bedingungen würde sie privat vorsorgen?

Das ist eine Frage, zu der die relevanten Akteure sich werden finden müssen. Wer 1 000 Euro im Monat übrig hat, mit denen er nichts anzufangen weiß, schaut sich nach Anlagemöglichkeiten um. Der eine zieht es vor, in ein Apartment zu investieren und eine monatliche Miete zu erhalten. Geht er 30 Jahre später in Pension, verkauft er diese Wohnung womöglich. Ein anderer möchte vielleicht nicht in Stein investieren, vertraut seinem Versicherer und baut sich eine Lebensversicherung auf oder eine private Rente. Das liegt dann im Ermessen der Betroffenen. Ich würde dem nicht vorgreifen wollen.

Und was tun die, die keine 1 000 Euro im Monat übrig haben? Werden sie im dritten Pfeiler vorsorgen müssen, obwohl ihnen dafür eigentlich das Geld fehlt?

Auf gar keinen Fall! Das war die erste Unterstellung von Linken und LSAP nach der Sitzung des parlamentarischen Ausschusses vom 6. Dezember, dass wir den ersten Pfeiler abbauen würden. Das habe ich nie gesagt. Entweder habe ich mich da nicht gut ausgedrückt, oder es wurde falsch verstanden. Ich habe immer gesagt, dass der erste Pfeiler *der* Pfeiler bleibt. Aber die Ungleichheiten, die es im aktiven Leben gibt, muss man nicht unbedingt integral im ersten Pfeiler der Altersabsicherung wiederfinden.

Die Kürzung vorzuziehen, wäre aber Abbau.

Jede Rente setzt sich aus einem pauschalen Anteil und einem proportionalen Anteil zusammen. Der pauschale hängt von der Zahl der Beitragsjahre ab: Wer 40 Jahre lang in die Rentenkasse eingezahlt hat, erhält beim derzeitigen Stand pauschal knapp 600 Euro im Monat. Jedes fehlende Beitragsjahr senkt diesen Betrag um ein Vierzigstel. An einer normalen Rente ist der pauschale Anteil klein. Viel größer ist der proportionale Anteil, der von der Summe der eingezahlten Beiträge abhängt. So funktioniert die Luxemburger Rentenformel. Aufbauend auf der Idee von 2012, könnte die beitragsbedingte Komponente in der Rentenformel weiter gesenkt, die pauschale Komponente hingegen weiter erhöht werden. Damit möchten wir unter anderem erreichen, dass weniger Rentner einen Zusatz zu ihrer Pension erhalten müssen, um auf die Mindestrente zu kommen. Viele Mindestrentenbezieher erhalten dieses *complément*, weil sie Teilzeit gearbeitet haben, mit niedrigen Löhnen, aber 40 Jahre lang. Und dann kommen sie nicht mal auf die Mindestrente. Das finde ich für ein Land wie Luxemburg erschreckend.

Was ist mit denen, die vielleicht 200 Euro auf der Seite hätten, doch die in den dritten Pfeiler zu stecken, bringt nicht viel? Oder anders gefragt: Wie vermeiden Sie Schwelleneffekte zwischen den Aktiven? Etwa unter jenen, die Beiträge auf einen zweifachen bis dreifachen Mindestlohn entrichten und sich eine entsprechende Rente erwarten?

Unser Rentensystem sollte sich gerade mehr darauf konzentrieren, Menschen mit mittlerem Einkommen wirklich ehrbar abzusichern, denen keine Betriebsrente zur Verfügung stand und die sich keine private Altersvorsorge leisten konnten. Das wird Thema der Gespräche, die ich führen werde.

Wenn die Leistungskürzung um 20 Jahre vorgezogen würde: Könnte das System anschließend bleiben, wie es ist, oder würden Sie noch weiter gehen?

Ich kann nur mit den Zahlen argumentieren, die bisher vorliegen. Aus ihnen ergibt sich bei den Rentenausgaben der Einspareffekt um knapp zehn Prozent im Jahr 2032 statt 2052, wenn die 2012 eingeführten Maßnahmen vorgezogen werden. Über Szenarien, die weiter in die Zukunft reichen, verfüge ich noch nicht. Aber das Prinzip bleibt das gleiche: Wir haben es immer mit Geld zu tun, das reinkommt, und mit Geld, das rausgeht. Geht mehr raus, als reinkommt, hat man irgendwann keines mehr.

Würden Sie auch an den bestehenden Renten sparen?

Das ist ein No-Go! Das wäre höchstens bei extremen Finanzierungsproblemen vorstellbar. Aber in diese Situation wollen wir nicht kommen. Das wäre ein sehr ernster Generationenkonflikt.

Laut Reformgesetz von 2012 muss die Anpassung der bestehenden Renten an die Reallohnentwicklung mindestens halbiert werden, falls die Rentenkasse mehr ausgibt, als sie einnimmt. Womit die IGSS für 2027 rechnet. Wäre das nicht auch ein Eingriff in die bestehenden Renten?

Selbst wenn diese Anpassung komplett entfielen, blieben die Renten an den Index gebunden. Luxemburg ist das

einziges EU-Land, in dem die Renten indexiert sind und obendrein an die Reallohnentwicklung angepasst werden. Da sind wir in einem Luxusproblem unterwegs.

Würden Sie diese Anpassung kürzen?

Das ist ein wirklich kreativer Mechanismus. Er wurde noch nicht angewandt, weil die gesetzlichen Bedingungen für eine Anwendung noch nicht erfüllt waren. Ich würde die Anwendung schon gerne einmal erleben, um die Reaktionen der betroffenen Partner zu sehen.

Politisch ist das nicht ohne Risiko. Sie müssten das auch den CSV-Senioren erklären.

Ja, aber wenn im Gesetz steht, dass es so laufen soll, dann läuft das so. Der Gesetzgeber hat das so entschieden.

Warum haben Sie – und die Regierung – mit politischen Aussagen zu den Renten nicht bis nach den Sozialwahlen oder nach den Europawahlen im Juni gewartet? Die anschließend nächsten Wahlen sind erst 2028.

Wer etwas unternehmen will, muss die Karten auf den Tisch legen. Ich bin keine, die wartet, weil der eine oder andere lieber noch nicht diskutieren möchte. Die Renten sind mein schwierigstes Dossier. Warte ich, um damit herauszukommen, nehmen die Schwierigkeiten für mich nur noch zu.

Und wenn es zu einem Konflikt kommt, ist das strategisch sogar gut für Sie? Dann können Sie Ihre Lösung politisch als einzig gangbaren Mittelweg verkaufen.

Ich habe keinen Konflikt ausgelöst. Am 6. Dezember habe ich im Kammarausschuss das System in seiner Komplexität zu erklären versucht. Andere haben ein Element davon herausgenommen, um schon nach der ersten Ausschusssitzung einen Konflikt zu erzeugen. In den letzten Wochen aber habe ich keinen Konflikt mehr gespürt. Und ich muss sagen: Die Feedbacks, die ich bekommen habe, von Freunden, Bekannten und früheren Arbeitskollegen, sind eher positiv. Da wird verstanden, dass es nötig ist, das Problem ganzheitlich anzufassen und alle Seiten an der Suche nach einer Lösung zu beteiligen.

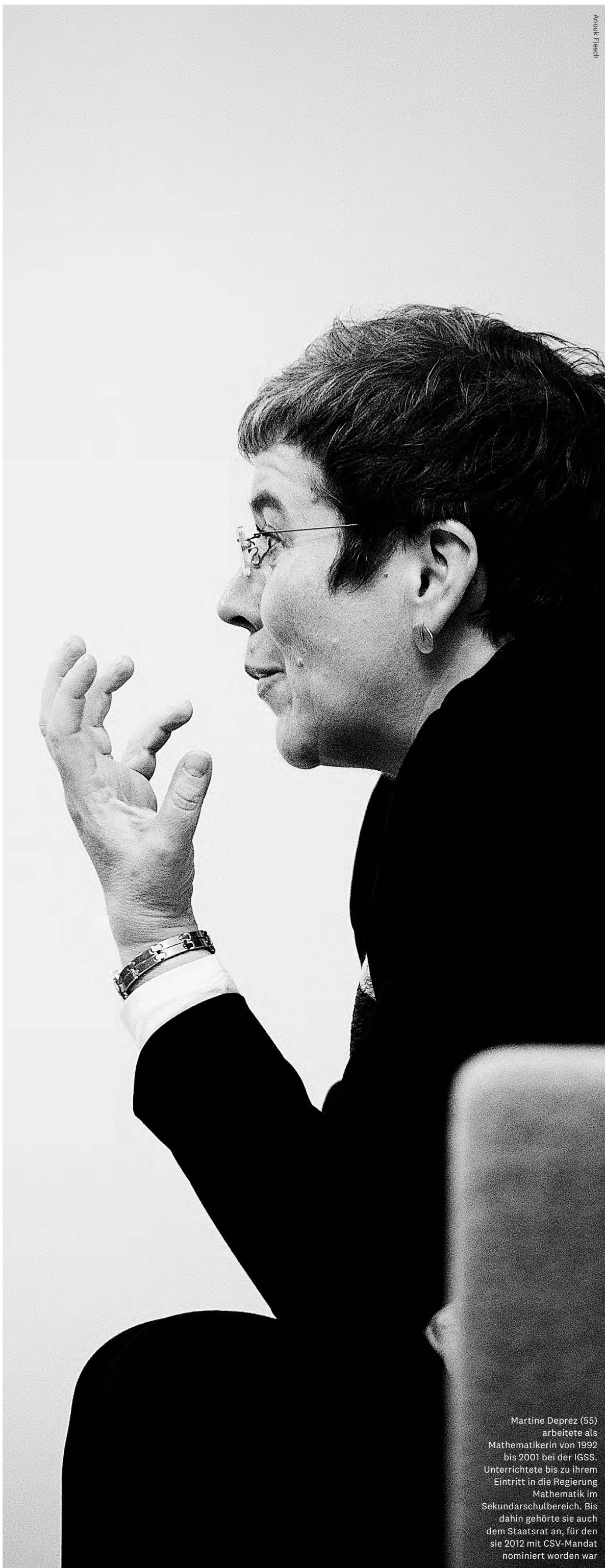
Im Moment sollen die älteren Aktiven angereizt werden, länger zu arbeiten und Beiträge zu entrichten. Einerseits über Rentenzuschläge, die 2002 am *Rentendösch* abgemacht wurden. Andererseits über die „Pension à la carte“, wie Mars Di Bartolomeo seinen Ansatz von 2012 nannte: Wer seine Rente nicht gekürzt sehen will, muss drei Jahre länger arbeiten. Funktionieren die Anreize?

Dazu habe ich noch keine genauen Statistiken, dazu müssen wir auf Mikrodaten zurückgreifen. Im Schulwesen, wo ich gearbeitet habe, funktioniert es nicht gut. Da verzichten die Leute eher auf ein paar hundert Euro und gehen früher in Pension, als noch ein paar Jahre länger zu arbeiten. Dabei ist der Lehrerberuf keiner, der schwere körperliche Einsätze verlangt. Er ist oft ein komplizierter Beruf, den man vielleicht im Alter weniger gut verträgt, aber keiner, der unter „critères de pénibilité“ fallen würde. Dagegen arbeiten noch immer Menschen in körperlich anstrengenden Berufen oder unter viel Stress. Ob sie freiwillig drei Jahre länger arbeiten würden, um monatlich 200 oder 300 Euro mehr in der Rente zu haben, bin ich mir nicht sicher.

Könnte es sein, dass unser System ein Gerechtigkeitsproblem insofern hat, dass Menschen, die weniger verdienen, statistisch gesehen früher sterben? Sodass ihnen weniger Zeit bleibt, ihre Rente zu genießen, und sie letzten Endes die Renten von Besserverdienenden subventionieren, die länger leben?

Solche Diskussionen sind gefährlich. Ich verweise lieber darauf, dass wir ein System haben, das Ungerechtigkeiten, die es im aktiven Berufsleben gab, im inaktiven Leben

„Ich wüsste nicht, weshalb ich etwas an der Frührente mit 57 ändern würde. Diese Menschen waren 40 Jahre für die Gesellschaft da.“



Anouk Fleisch

Martine Deprez (55) arbeitete als Mathematikerin von 1992 bis 2001 bei der IGSS. Unterrichtete bis zu ihrem Eintritt in die Regierung Mathematik im Sekundarschulbereich. Bis dahin gehörte sie auch dem Staatsrat an, für den sie 2012 mit CSV-Mandat nominiert worden war

weiterbestehen lässt. Daher kommt meine Idee, den pauschalen Anteil an den Renten stärker zu gewichten, sodass sich mehr Gleichbehandlung über alle Rentner ergibt.

Man könnte auch anführen, dass mit 57 eine Frührente antreten kann, wer 40 Jahre lang Beiträge gezahlt hat. Das ist im Vergleich zu vielen anderen OECD-Ländern früh und soll Belastungen aus „travaux pénibles“ vermutlich Rechnung tragen.

Genau das war die Idee hinter der Einführung der Frührente mit 57.

Und das würden Sie auch nicht ändern wollen?

Ich wüsste nicht, weshalb. Diese Menschen haben 40 Jahre lang Beiträge entrichtet, in Berufen, in denen sie wahrscheinlich ab 17 körperlich schwer gearbeitet haben. Natürlich hängt es im Alter auch von der individuellen Konstitution ab, ob man noch mit 80 von seiner Rente profitiert. Aber wer 40 Jahre für die Gesellschaft da war, hat es, denke ich, verdient, in Rente gehen zu dürfen. Zu dürfen – wir zwingen ja keinen. Wer länger arbeiten möchte, kann das tun und erhöht damit die spätere Rente noch.

Eigentlich könnte man ja sogar sagen: Du musst bis 65 arbeiten!

Das ist unser gesetzliches Renteneintrittsalter. Internationale Statistiken weisen immer wieder darauf hin, dass der tatsächliche Renteneintritt eher bei 60 liegt. Betrachten wir Invalidenrenter mit, sind wir bei 54 bis 55.

Eine Erhöhung des gesetzlichen Renteneintrittsalters fassen Sie nicht ins Auge?

Ich denke, dass wir das nicht brauchen. Unser System ist angemessen, was das angeht.

Die OECD hob vor vier Wochen in ihrem Rentenbericht 2023 hervor, nur in Kolumbien, Slowenien und Luxemburg könne ein heute 22-Jähriger bei unveränderter Politik nach 40 Jahren in Rente gehen, also mit 62. Dagegen in Schweden, Dänemark oder Holland erst mit 70 oder noch später. Das ist ein beträchtlicher Unterschied. Dabei sind Dänemark und Schweden nicht gerade Länder ohne sozialstaatliche Tradition.

Das ist kulturell so gewachsen. Ich weiß nicht, welche Reaktionen es gäbe, wenn ich morgen erklären würde, wir heben das legale Rentenalter von 65 auf 68 an. Denn es ist ja das, was ich sagen müsste. Ich könnte sagen, Frührente gibt es erst mit 60 und nicht schon ab 57. Doch dann sind wir wieder bei den „travaux pénibles“. Oder wir sagen, wir erkennen für die vorgezogene Altersrente mit 60 die Ersatzzeiten nicht mehr so an wie derzeit, sondern erst mit 62. Aber die Auswirkungen auf die Ausgaben der Kasse wären wahrscheinlich klein. Wirkung entfalten würden sie nach 40 Jahren, die einer vollen Beitragskarriere entsprechen.

Warum schließt die Regierung Beitragserhöhungen aus, falls in der Rentenkasse das Geld knapp wird?

Ich schließe sie nicht aus und in der Regierung wurde darüber noch nicht gesprochen. Manche Leute stellen es draußen so dar, als hätte jemand sie ausgeschlossen.

So macht es ja auch jeder Privatversicherer: Reicht das Geld nicht zur Finanzierung der Leistungen an seine Solidargemeinschaft, werden die Prämien teurer. Die Beitragszahler in die umlagefinanzierte Rente sind eine Solidargemeinschaft par excellence.

Aber der Privatversicherer hat Kunden, die mit ihm freiwillig einen Vertrag abgeschlossen haben. Die öffentliche Rentenversicherung ist Pflicht, also muss die Gesellschaft sich darüber verständigen, welche Maßnahmen zur Absicherung des Systems von der gesamten Gesellschaft akzeptiert werden. Vielleicht kann eine Beitragserhöhung am Ende Teil eines größeren Kompromisses sein, deshalb schließe ich sie nicht aus. Aber ich bin mir nicht sicher, ob die jüngeren Aktiven um ein bis zwei Prozentpunkte erhöhte Beiträge akzeptieren würden, wohlwissend, dass das System dann vielleicht noch immer nicht auf gesunden Füßen steht.

Sie meinen, es verspricht zu hohe Leistungen.

Nicht unbedingt. Ich stelle fest: Unser System überträgt aktuell Ungleichheiten aus der aktiven Laufbahn automatisch in den Ruhestand. Und es baut auf permanentem Wachstum auf. Vor allem dies erkennt man aus den letzten IGSS-Berichten: Wir brauchen permanentes Beschäfti-

Die Reform von 2012 entwarfen Mars Di Bartolomeo (rechts) als Sozialminister der LSAP und Luc Frieden (links) als CSV-Finanzminister: Neue Renten würden um bis zu 15 Prozent gekürzt



Archiv Patrick Galbats

Als Kompromiss wurde die Kürzung über 40 Jahre gestreckt. Der damalige LSAP-Arbeitsminister Nicolas Schmit (2.v.l.) half mit, die Gewerkschaften dafür zu gewinnen



Der OGBL nahm der LSAP übel, dass eine Beitragserhöhung im Reformgesetz nur als Möglichkeit steht. Vor dem Votum in der Kammer titelte das Tageblatt: „Pensionssystem: Die Demontage beginnt!“ Der CSV-Abgeordnete Lucien Weiler hatte die Zeitung dabei



gungswachstum zur Finanzierung des Systems. Schon 1999 berechnete die IGSS, dass langfristig 50 Prozent von dem, was die Leute erschaffen haben, integral heranzuziehen wäre, um Renten zu bezahlen. 50 Prozent – bei einem Beitragssatz von 24 Prozent. Dieses Geld geht der Wirtschaft verloren. Die Mechanismen, die 2012 eingeführt wurden, erlauben es, in der Gegend von 35 Prozent zu bleiben. Doch das ist immer noch mehr als ein Drittel der Lohnmasse, auf die Beiträge erhoben werden. Hinzu kommt, dass der Anteil der Renten wächst, die wir in andere Staaten exportieren. Wie sich diese Transfers auf die Wirtschaftslage bei uns und in der Großregion auswirken werden, wissen wir nicht. Das sind jetzt die Jahrgänge 1985 bis 1988, als das Phänomen des Anstiegs der Grenzpendler einsetzte, die nun zwischen 2025 und 2027 in Pension gehen, mit den ersten wirklich vollständigen Beitragskarrieren hier im Land.

Premier Luc Frieden hat angedeutet, dass die Staatsschuld 30 BIP-Prozent überschreiten könnte. Wie wichtig das „Triple A“ ist, hat er auch gesagt. Sind die

Überlegungen zu den Renten auch Teil eines Ansatzes, um den Rating-Agenturen zu verstehen zu geben: Mag die Staatsschuld Luxemburgs höher werden, unternimmt die Regierung etwas, um die implizite Staatsschuld aus den langfristigen Rentenausgaben im Griff zu behalten?

Das wurde schon 2012 mitdiskutiert, das kann man in den parlamentarischen Dokumenten zur Rentenreform lesen. Luc Frieden war als Finanzminister dabei, bereits damals ging es ums „Triple A“ in Beziehung zu Staatsschuld und impliziter Schuld. Ich denke nicht, dass diese Einstellung sich grundsätzlich geändert hat.

Wann möchten Sie neue Regeln in Kraft haben, und wann sollen die bilateralen Gespräche beginnen?

Die Gespräche werden im Frühjahr starten. Zuerst werden wir gemeinsam den Ist-Zustand diskutieren und aus den jeweiligen Analysen die weitergehende Route festlegen. Einen Termin für eventuelle „neue“ Regeln können wir dann frühestens nach diesen Arbeiten angeben. ●

„Vu Mierzeg“

IIII Stéphanie Majerus

Im Arlerland ist das Moselfränkische am Aussterben. Derweil träumen frankophone Belgier von der (Wieder-)Vereinigung

Auf dem Uni-Campus in Arlon stellt sich ein dunkelhaariger, leicht molliger Mann vor: „Ech hunn 30 Joer al, si Belge a Lëtzebuurger, ech schaffen zu Lëtzebuerg. Mäi Papp schwätzt Lëtzebuergesch, hien ass vu Messancy.“ Albert Conter, Leiter der Gesprächsrunde, unterbricht ihn: „Vu Miezeg!“. Der junge Mann heißt Johan Pierret und ist an diesem Novemberabend als einziger Teilnehmer anwesend; meistens kommen zwei, drei Personen zum Sprachkurs. Pierret ist Archivar am Gesundheitsministerium in Luxemburg-Stadt und hat bereits mehrere Luxemburgischkurse besucht, auch während seiner Studienzeit an der Universität Namur. Seine Mutter ist eine frankophone Belgierin, weshalb er in seiner Kindheit kaum Zugang zur luxemburgischen Sprache hatte, obwohl es die Muttersprache seiner Familie väterlicherseits ist. „Et ass eng komplizéiert Sprooch, et ass méi schwéier ze léieren wéi Däitsch, wëll et vill Exceptiounen ginn“, meint er. Das Sprechtraining wird von der Stiftung Nothomb organisiert, deren Ziel die Förderung des Multilinguismus in Südbelgien ist.

Albert Conter hat in seiner Mappe mehrere Texte mitgebracht. Wie das Gedicht *Eis Fuerwen* aus dem Jahr 1907. Verfasst wurde es von dem in Echternach geborenen und später in Arlon lebenden Deutschlehrer Nikolaus Warker. Wer an seinen Zeilen lernen muss, gerät vielleicht ins Schwitzen, weil die Aussprache und Schreibweise anachronistisch wirken. Auch der Inhalt. In dem auf Belgien bezogenen patriotischen Gedicht liest man: „Wuerun sech d'Leit gewinnen. Dat gëtt net méi vill geuecht. Hues du, mäint Kaund, schon emol un d'Fuerwe vum Land geduecht!“ Neben ihm liegt ebenfalls das Buch *170 Witzer op Lëtzebuergesch* von Jérôme Lulling. Hier geht es rabiat zu: „Non-dikass“ liest man, sowie „mault lo hei net domm“. Gibt es Wörter die typisch für das Arlerland sind? Albert Conter bejaht, „wir sagen Äschterchen für Dachboden“. Darüber hinaus gebe es Varianten, die man bevorzugt, wie „Huesen“ statt „Strëmp“. Es sind Varianten, die ebenfalls im Nordwesten des Großherzogtums verbreitet sind. Albert Conter ist Präsident des Vereins „Arlerland a Sprooch“. „Seit der Corona-Pandemie läuft nicht mehr viel. Wir sind alle alt.“ Gegründet wurde der Verein im März 1976 mit dem Ziel, die Freude am Luxemburgischen wiederzubeleben. „Wir wollten auch offiziell als sprachliche Minderheit anerkannt werden.“ Nahezu vergeblich.

2019 kam schließlich die damalige Kulturministerin Alda Greoli in die Gemeinde Attert, um dort Luxemburgisch offiziell als „langue endogène“ anzuerkennen. Wurde Luxemburgisch als Minderheitensprache in der Nachkriegszeit als Bedrohung für Wallonien betrachtet, wird sie heute als Folklore und Diversitätsmerkmal gefeiert. Eine Konvention hält nun fest, dass „das Recht, im privaten und öffentlichen Leben eine Regional- oder Minderheitensprache zu gebrauchen, ein unverjährbares Recht darstellt“. Und dass die Regionalsprachen zum Reichtum „des wallonischen Kul-

turerbes beitragen“. Man wolle sich bemühen, den Gebrauch von Regionalsprachen in den verschiedenen Bereichen des kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens zu fördern. Dieses Vorhaben dürfte allerdings an der demolinguistischen Realität scheitern – es fehlt womöglich an der kritischen Masse, die die Regionalsprachen am Leben halten können. Als weitere germansiche Minderheitensprachen werden das Brüsseler Brabantisch und karolingische Fränkisch genannt.

Heute ist das politische Interesse an Dialekten wieder lebendiger. Als um das Jahr 2000 wenig politischer Rückhalt aus dem wallonischen Parlament für ein zwei- oder dreisprachiges Südbelgien kam, formierte sich Widerstand rund um die Partei Rassemblement Luxembourggeois. Aber als politische Priorität erachtete das Thema nur eine Minderheit; die Partei holte keine fünf Prozent bei den Kommunalwahlen. Unterstützt wurde die Initiative allerdings von dem Diplomaten Patrick Nothomb (1936-2020), Vater der Schriftstellerin Amélie Nothomb. Damals eilte der ADR-Präsident Robert Mehlen der Partei zur Hilfe und drängte die Kulturministerin Erna Hennicot-Schoepges in einer parlamentarischen Anfrage den Rassemblement Luxembourggeois zu fördern. Das könnte die damalige Ministerin in Verlegenheit gebracht haben, die eng mit dem belgischen Christdemokraten Charles-Ferdinand Nothomb zusammenarbeitete, dem Onkel von Patrick Nothomb. Um diplomatischen Komplikationen aus dem Weg zu gehen, stellte sie sich allerdings nicht hinter die Regionalpartei im Nachbarland.

2008 bildete einen erneuten Wendepunkt. Ein neues Staatsangehörigkeitsgesetz wurde gestimmt, das es Nachkommen ermöglichte, die Staatsangehörigkeit wiederzuerlangen, wenn sie unter den Urur- oder Urgroßeltern einen Teil ausfindig machen konnten, der im Jahr 1900 Luxemburger war. Ausformuliert wurde das Gesetz vom damaligen Justizminister Luc Frieden. Gegenüber dem *Land* sagte er im vergangenen Frühjahr er erinnere sich, dass der Wunsch „fir och erëm Lëtzebuurger ze ginn“ auf Belgier aus der Provinz Luxemburg zurückgehe, deren Vorfahren Luxemburger gewesen seien. (Der Historiker Denis Scuto urteilt in einem unlängst erschienen Artikel, das Bestreben ginge auch auf in die USA emigrierte Familien zurück). Wie Erna Hennicot-Schoepges unterhält Luc Frieden ebenfalls enge Beziehungen zur belgischen Schwesterpartei. Im September hielt er gemeinsam mit Maxime Prévot, Parteipräsident von Les Engagés (ehemals trug die Partei das C im Namen), eine Pressekonferenz ab, in der sich beide für eine solide Kooperation in der Großregion aussprachen. Der Auftritt kurz vor den Wahlen war wohl zugleich an Belgo-Luxemburger, Neo-Luxemburger und in Belgien lebende Luxemburger adressiert – also an potenzielle Wähler.

2012 nimmt Patrick Nothomb, zu dem Zeitpunkt Berater des Gouverneurs der belgischen Provinz, die luxemburgische Nationalität an und grün-

det mit dem Sprachwissenschaftler Philippe Greisch, dem Notar Henri Bosseler und dem Museumsdirektor David Colling den Verein Amicale des Néo-Luxembourggeois. Der Verein zählt derzeit 250 Mitglieder und lud zu einem Potpourri an unterschiedlichen Konferenzen ein. Vorträge hielten Pierre Gramegna in seiner Funktion als Finanzminister, der Historiker Denis Scuto und der Botschafter Thomas Antoine. Im März findet eine Veranstaltung mit dem Präsidenten der Rad-Föderation, Camille Dahm, statt. Führungen zum Schloss Colpach, zur Chamber und zum Campus Belval wurden ebenfalls bereits organisiert.

Dass das Arlerland seit 1839 zu Belgien gehört, ist ein geopolitisches Kuriosum. Denn eigentlich sollten die Gebiete nach linguistischen Eigenheiten aufgeteilt werden. Doch Frankreich wollte die strategisch gelegene Straße, die von Longwy über Arlon und Bastnach nach Lüttich und Brüssel führt, auf belgischem Gebiet sehen, um sie vor deutschem Einfluss zu bewahren. Später wurde aus dieser Achse die N4. Zunächst kümmerte die Bewohner von Attert, Martelingen, Diedenbergen oder Tintingen die offizielle Sprachpolitik kaum; sie sprachen weiterhin Moselfränkisch. Noch zwischen den beiden Weltkriegen gaben 80 Prozent der Einwohner des Arlerlandes an, Deutsch (also Luxemburgisch) zu sprechen und nur 20 Prozent nannten Französisch als Erstsprache. Nach dem Zweiten Weltkrieg war das Verhältnis genau umgekehrt. Man wollte sich von germanischen Sprachen distanzieren, es war die Sprache des Feindes und man wollte sich als belgische Patrioten positionieren. In den Schulen aber war die Realität häufig noch eine andere. Josy Arens, der Bürgermeister aus Attert, erinnert sich im *Forum*: „Ich habe an meinem ersten Schultag in Attert, das war 1958, noch kein Wort Französisch gesprochen. Für die meisten Kinder war die Muttersprache Luxemburgisch. Wer damals gesellschaftlich was gelten wollte, musste das Luxemburgische fallen lassen und sich in Französisch ausdrücken.“ Durch Initiativen wie den Sprachkursen der Stiftung Nothomb will man die Zeiten überwinden, in denen die Luxemburgisch Sprechenden in der Schule mokiert wurden. Es hieß lange: „Hört auf, Bauernsprache zu sprechen!“

Im 19. Jahrhundert veranlasste der belgische Staat präzise Statistiken zur Sprachenvielfalt, stellte Erhebungen zum Luxemburgischen jedoch nach dem zweiten Weltkrieg ein, um politischen Spannungen den zahlengestützten Nährboden zu entziehen. Josy Arens schätzt im *Forum*, dass in den 1960-er-Jahren rund 60 000 Belgier Luxemburgisch sprachen, also zahlenmäßig genauso viele wie Deutsch (in Ostbelgien um die Städte Malmédy und Sankt Vith). Mittlerweile kursiert die Schätzung von 15 000 luxemburgischsprachigen Belgiern. Belastbar ist die Zahl nicht. Hinzu kommen Luxemburger, die in Belgien leben – laut Statec etwas mehr als 25 000. Und Belgier, die in

Luxemburg leben: Mit 19 414 Staatsangehörigen machen sie die viertgrößte ausländische Gemeinschaft aus (nach Italienern, Franzosen und Portugiesen). Die meisten Belgier haben sich entlang der Grenze angesiedelt: In Ell machen sie 13 Prozent aus, in Winsler gar 22.

Während der Verein Néolux kulturpolitische Aspekte betont, werben andere Gruppierungen vordergründig mit wirtschaftspolitischen Anliegen für eine Annäherung an das Großherzogtum. 2008 ging eine erste Petition umher, die für einen Anschluss der belgischen Provinz Luxemburg an das Großherzogtum plädierte. Als Hauptargument wurde die Unterfinanzierung von öffentlichen Infrastrukturen bemängelt. Auch die Instandhaltung der N4 wurde gefordert, der politisch brisanten Straße, die die Grenzziehung mitbestimmt. Weil der Nachbarstaat immer wieder von Krisen der föderalen Institutionen geschwächt wird, malen sich nicht mehr nur innenpolitische Pessimisten ein Zerfleddern von Belgien aus. Das gleiche Szenario spukt durch die Facebook-Gruppe Réunionification du Luxembourg Belge au Grand Duché de Luxembourg, die 2021 im Pandemie-Loch gegründet wurde und die mittlerweile mehr als 11 000 Mitglieder zählt. Die Gruppe zeichnet ein Belgien, das politisch am Ende stehe, während sich hinter der Grenze das gelobte Land befände: „Le Grand-Duché attire les talents. Il rémunère l'initiative privée et couronne la réussite tout en possédant un système social évitant la misère et les dérives.“ Und weiter: „Wer die Grenze überquert und durch Stadt und Land spaziert, entdeckt eine andere Welt, die von soliden Institutionen und pragmatischen sowie konstruktiven Menschen geprägt wird.“ Es scheint sich zuvorderst um Einwohner aus dem französischsprachigen Teil Belgiens zu handeln, die nach Südbelgien zugewandert sind. Das demographische Wachstum liegt im Arlerland mittlerweile bei über einem Prozent jährlich. Die Grenzgänger aus Belgien sind meist gut ausgebildet und verdienen im Schnitt 25 Prozent mehr als die in Luxemburg arbeitenden Franzosen, die eher geringqualifizierte Dienstleistungsposten besetzen. Ende 2023 machten die Belgier 51 650 der Beschäftigten aus von insgesamt 485 000 Angestellten.

Im Großherzogtum erfährt man wenig von den Annexionswünschen aus der belgischen Provinz. Um dem Desinteresse entgegenzuwirken, zählt die Facebook-Gruppe Réunionification die Vorteile der Provinz auf: Ein kaum besiedeltes Gebiet, mit zahlreichen Naturschutzzonen, Wäldern und Grundwasserreserven. Der Bürgermeister von Arlon, Vincent Magnus, sagte dem *Quotidien*, das Anliegen der Gruppe scheine ihm völlig unrealistisch. Und rief die Einwohner der Provinz auf, zunächst ihre Luxemburgisch-Kenntnisse zu vertiefen. Das, was die Belgier und Luxemburger verbinde, gehe ohnehin über die Politik hinaus, so Magnus. Er erinnere daran, „dass Xavier Bettel mit einem Arloner verheiratet ist“. ●



Albert Conter, Präsident von Arlerland a Sprooch

B L O G		„remise en question fondamentale du système d'indexation tel qu'il est en vigueur à l'heure actuelle“. Die Indexierung sollte sich an drei Pfeilern orientieren, die „kumulativ“ erfüllt sein müssten: Ein „pilier économique“ würde garantieren, dass höchstens eine Indextranche im Jahr fällig wird. Ein „pilier social“ würde dafür sorgen, dass eine integrale Anpassung nur bis zum 1,5-fachen monatlichen Medianeinkommen erfolgt. Bis zum Vierfachen des Medianeinkommens würde die Anpassung gedeckelt, anschließend degressiv sinken. Ein „pilier environnemental“ wiederum ergäbe einen „nachhaltigen“ Warenkorb. Was sie sich darunter vorstellt, erläutert die Handelskammer nicht; vielleicht einen Warenkorb ohne die Preise für fossile Brennstoffe. Den nationalen Preisindex IPCN möchte sie generell vor Steuern und Akzisen aufgestellt sehen, damit Konsumsteuern nicht als „impôt sur la production“ wirken.	Die Stellungnahmen dazu dürften politisch ähnlich kreativ ausfallen wie die zum Übergangswarenkorb. PF	
POLITIK		Le bal des prétendants		
Anders mit der CSV		Le CSV renouvellera sa présidence en mars. Alors que Claude Wiseler a déjà déclaré qu'il estimait ce poste « incompatible » avec la « neutralité » que lui demanderait son mandat de président de la Chambre des députés, Elisabeth Margue dit ne pas encore s'être décidée. (Elle ne cache pas pour autant qu'elle serait « contente de pouvoir se concentrer sur [s]on travail de ministre [de la Justice] ».) Curieusement, jusqu'ici personne ne s'est encore ouvertement porté candidat. Dans les coulisses circule le nom d'Alex Donnersbach. Contacté par le <i>Land</i> , le néodéputé (et échevin de Walferdange) dit encore « réfléchir sur comment continuer à s'investir dans le parti ». (<i>Fun fact</i> : Il serait le premier depuis Jean-Claude Juncker à réussir le passage de la présidence du CSJ à celle du CSV.) Mais les noms d'autres prétendants pourraient encore émerger au cours des prochaines semaines. BT		
		D ' L A N D		
Als die vorige Regierung an die Aktualisierung des nationalen Energie- und Klimaplans ging und Ende April 2023 ein <i>avant-projet</i> vorstellte, war unter den Ideen für neue Maßnahmen ein „leasing social“ von Elektroautos: Wer sich trotz Kaufprämien keines leisten kann, würde es im Rahmen eines Mechanismus mieten können, der von Staat oder Gemeinden eingerichtet würde. Das war eine Idee der Grünen. Sie waren darauf ziemlich stolz und schrieben		Éditions d'Letzeburger Land		
sie auch in ihr Wahlprogramm. Heute ist „Schwarz das neue Grün“, wie CSV-Umweltminister Serge Wilmes am Mittwoch dem <i>Tageblatt</i> erzählte. Doch weder in der Umwelt- noch in der Klimapolitik werde es Rückschritte geben. Sondern mehr Bürgernähe, weniger Ideologie sowie Hilfen, die sozial gezielter sind. Als Beispiel für Letztere führte Wilmes ein „Sozialleasing von Elektroautos an“. Es näher zu untersuchen, um es vielleicht in Luxemburg einzuführen, sei „schon mal ein konkretes Beispiel dafür, dass wir verschiedene Dinge anders angehen wollen“ als die Grünen (Foto: sb). PF		En conformité avec l'article 66 de la loi du 8 juin 2004 sur la liberté d'expression dans les médias, les Éditions d'Letzeburger Land s.à r.l. informent leurs lecteurs de la structure de leur capital et de leur administration.		
Anders indexieren		Actionnariat : Fondation d'Letzeburger Land (100 pour cent) ;		
Die Neugewichtung der Produkte im Warenkorb zur Berechnung des Preisindex' im neuen Jahr nimmt die Handelskammer zum Anlass für eine		Conseil d'administration : Stephan Kinsch, président, Georges Bock, Cynthia Kinsch, Maria Pietrangeli, administrateurs ;		
		Gestion journalistique : Stephan Kinsch, gérant.		

Mitarbeiter des Wasserwirtschaftsamts messen in der Hochwasser führenden Alzette in Ettelbrück die Strömungsgeschwindigkeit. Der Pegelstand der Alzette ging am Donnerstag wieder zurück



SPRACHPOLITIK

Sprachliche Vielfalt

IIII Stéphanie Majerus

Die absolute Zahl an Einwohnern, die Luxemburgisch als Hauptsprache angibt, steigt. Sie liegt bei 275 361. Ihr relatives Gewicht in der Bevölkerung nimmt allerdings ab. So hält es ein rezent vom Statec publiziertes Dokument fest. Für Fernand Fehlen, emeritierter Soziolinguist, ist dies angesichts eines soliden demographischen Wandels nicht verwunderlich: Seit 2011 ist die Bevölkerung fast ausschließlich durch Zuwanderung, um mehr als 25 Prozent gewachsen. Trotzdem deutet die Zahl nicht auf einen Bedeutungsverlust des luxemburgischen Sprachgebrauchs hin, da die Umfrage nur eine Hauptsprache erfasste und sich viele in einem mehrsprachigen Umfeld bewegen, erläutert Fehlen gegenüber dem *Land*.

Französisch bleibt die am meisten gesprochene Sprache im Berufsumfeld und zählt 83 802 Muttersprachler, leicht weniger als das Portugiesische. Außerdem nimmt der englische Sprachgebrauch deutlich zu, und dies nicht unbedingt gekoppelt an den Zuzug von englischen Muttersprach-

lern – mittlerweile spricht einer von vier Einwohnern Englisch lediglich am Arbeitsplatz. In einem zunehmend multilingualen Kontext setzt sich das Englisch zumeist durch; frei nach der Wendung des Soziologen Abraam de Swan: „The more languages, the more English.“ Dies hat wiederum konkrete Auswirkungen auf Rekrutierungsprozesse am Arbeitsmarkt: „Auf Werbeportalen von großen Arbeitgebern aus der Finanzindustrie wird damit geworben, dass man mit Englisch seinen Alltag in Luxemburg bestreiten kann“, so Fehlen. Laut Statec trifft man unter Nicht-Landesprachlern (auch Allophonen genannt) immer häufiger auf arabisch, rumänisch und ukrainisch Sprechende. Im Pool der Sprachen, die nicht als Landessprachen gelten, sind sie allerdings deutlich weniger verbreitet als das Spanische und Italienische.

Obwohl die absolute Zahl an Personen zunimmt, die das Luxemburgische als ihre Erstsprache betrachtet, sieht sich Fred Keup (ADR) in seinem Pessimismus bestätigt, da im Vergleich zu 2011

30 000 Personen weniger angegeben haben, Luxemburgisch sei ihre Umgangssprache. „Wann déi Zuel esou rofgeet, dann ass dat knallhaart, dann ass dat erschreckend“, sagte er im *Radio 100,7*. Der Kommissar für die luxemburgische Sprache, Pierre Reding, wundert sich im gleichen Sender, dass die Zahl an Personen, die am Arbeitsplatz und in der Schule Luxemburgisch spricht, steigt. Für ihn ein Indiz dafür, dass die Sprache vital und dynamisch bleibt. Zudem hätten sich 60 000 Personen auf der Online-Plattform LLO eingeschrieben, um Luxemburgisch zu lernen, unterstrich Reding.

Das Statistikamt hält darüber hinaus große regionale Unterschiede fest: Während im Nordwesten kaum Personen wohnen, die keine der offiziellen Sprachen sprechen (in der Gemeinde Ell sind es beispielsweise 11 Prozent), sind sie in der Hauptstadt, im Süden und vor allem in Larochette mit 51 Prozent überdurchschnittlich vertreten. Eine Unbekannte bleibt die Anzahl an Luxemburgisch Sprechenden, die im Ausland leben (vgl. S. 7). ●

ZUFALLSGESPRÄCH
MIT DEM MANN IN DER EISENBAHN

Nice Try

Die American Molding Powder and Chemical Corporation produziert Rohmaterial für die Kunststoffindustrie: Granulate aus Pigmenten und Zusatzstoffen, die unter das Rohpolymer gerührt werden. Sie bestimmen Farbe und Eigenschaften der fertigen Plastikprodukte.

Mit 26 Fabriken in 19 Ländern gehört Ampacet weltweit zu den Marktführerinnen. 1995 etablierte sie ihre Europa-Zentrale auf dem *Wandhaff* bei Koerich. Dort sagen sich Fuchs und Hase gute Nacht. Dort spart die New-Yorker Aktionärsfamilie Alexander Steuern. Vor zehn Jahren zog Ampacet nach Düdelingen. Und nahm die Produktion in einer von Husky verlassenen Halle auf.

2022 stieg der Umsatz der Düdelinger Fabrik um 20 Prozent. Der Nettogewinn sogar um 24 Prozent. Mit 71 Beschäftigten bilanzierte sie 3,67 Millionen Euro Profit: Im Durchschnitt leistete jeder Arbeiter für 51 681 Euro unbezahlte Mehrarbeit: 4 307 Euro im Monat. Mehr als der eigene Lohn.

Direktor Marcello Bergamo versprach der Aktionärsfamilie, dass es 2023 so weitergeht. Er hatte sich mit dem Ukraine-Krieg, der Inflation, den Zinserhöhungen verrechnet. Im Sommer lag der Umsatz 30 Prozent unter dem Budget. Doch „la direction a identifié et activé plusieurs leviers afin d’adapter sa capacité de production et limiter l’impact sur ces coûts“. Beteuerte er am 28. Juni 2023 in seinem Rechenschaftsbericht.

Gemeint war eine Senkung der Lohnkosten. Ampacet kündigte den Kollektivvertrag, rief das Nationale Schlichtungsamt an und lehnte die Schlichtung ab: Der Tarifvertrag war abgeschafft. Den knapp über dem Mindestlohn bezahlten Beschäftigten drohten Lohneinbußen.

Der OGBL-Ausschuss organisierte eine Urabstimmung. 54 von 60 Beschäftigten stimmten für einen Streik. Keinen halbherzigen Warnstreik – einen unbefristeten. Er begann mit der Frühschicht vom 27. November.

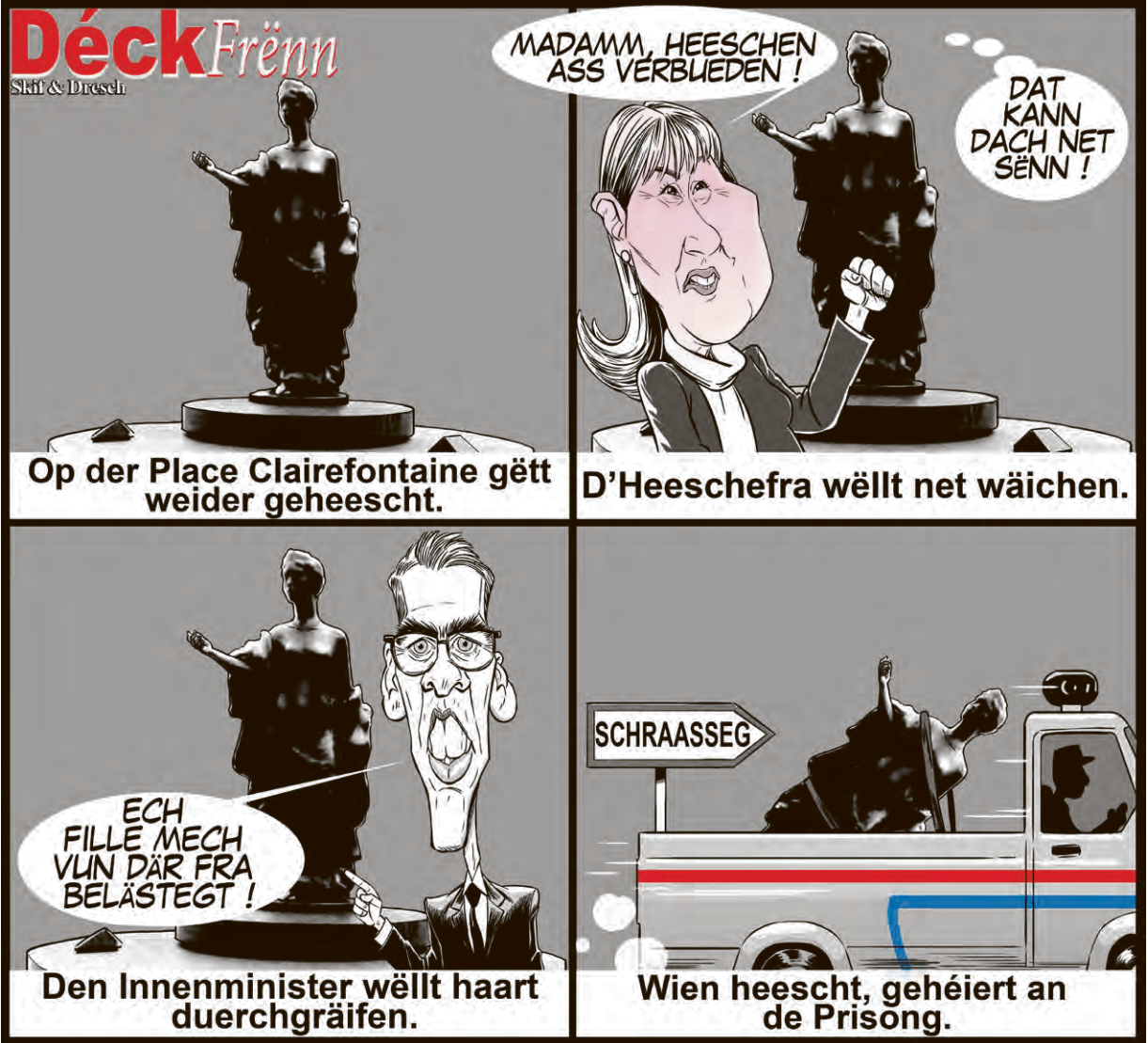
Die Direktion wollte mit einer einstweiligen Verfügung die Streikenden aussperren. Sie rief die Polizei. Sie drohte, die Nikolausgeschenke für die Kinder und 100 Euro Weihnachtsgeld zu streichen.

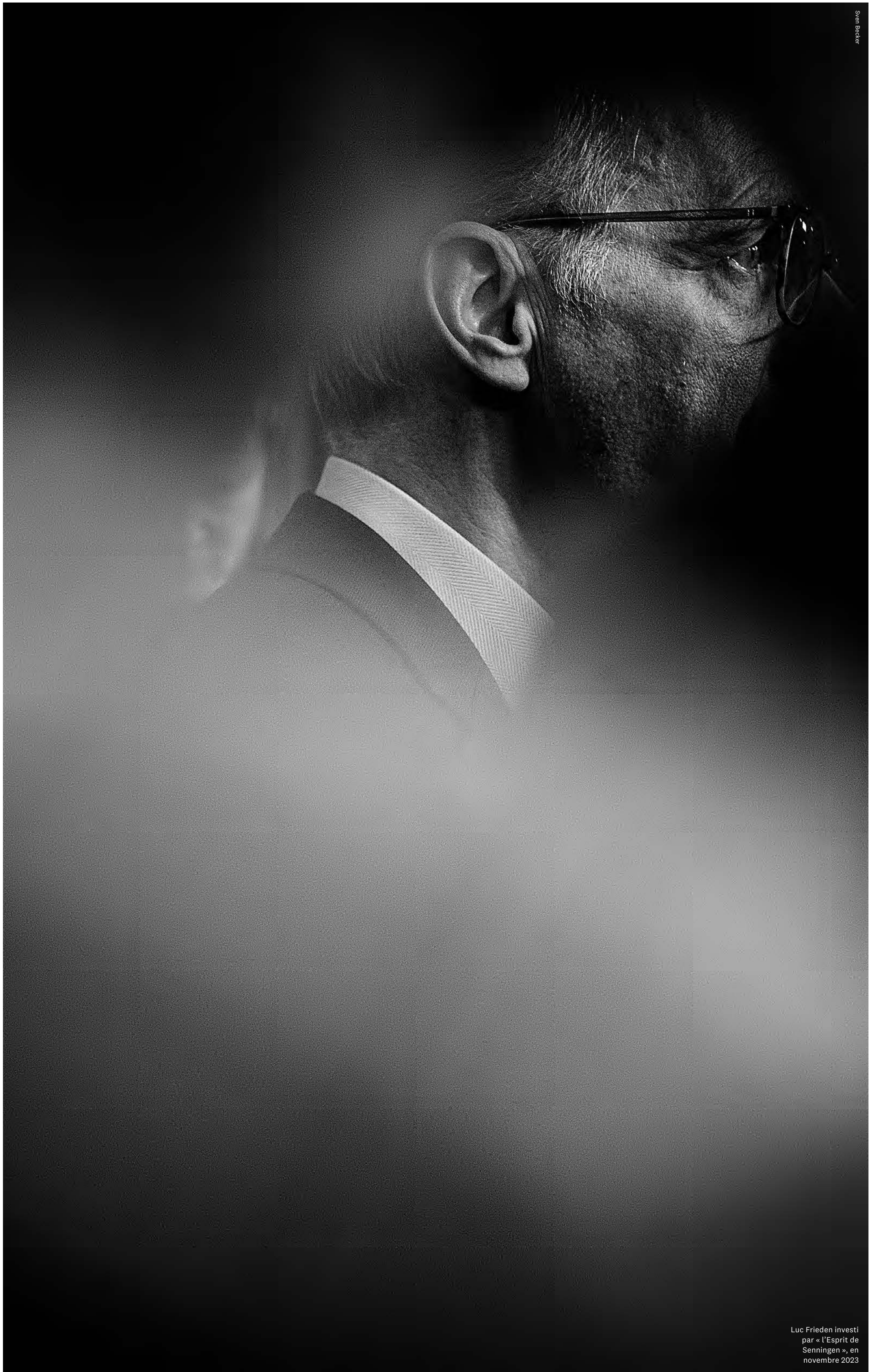
Statt Lohn erhielten die Streikenden täglich 42 Euro Streikgeld. Beschäftigte anderer Betriebe spendeten 85 000 Euro für die Streikkasse. Der OGBL stellte die Logistik. Gemeindeverwaltungen, Privatpersonen brachten in Schnee und Regen Lebensmittel und Brennholz. Politiker überbrachten warme Worte. 14 Jahre lang verpassten Arbeitsminister der LSAP die Gelegenheit, das schikanöse Kollektivvertragsgesetz zu verbessern. Der Ausschussmann des LCGB war Streikbrecher.

Im Januar 1995 wurde Jean-Claude Juncker Premierminister. Als ersten politischen Akt vermittelte er zwischen streikenden Fliesenlegern und Handwerksbetrieben. Der Christlichsoziale hielt den sozialen Frieden für vorteilhaft. Sein Nachfolger Luc Frieden wollte bei Ampacet nicht vermitteln. Er wollte dem Klassenkampf von oben nicht im Weg stehen. Handelskammer und Fedil hofften, dass Ampacet ein Exempel statuierte. Dass eine Niederlage die Gewerkschaften schwächte. Denn Luc Frieden hat noch viel vor: „D’Aarbechtsrecht ass op ville Plazen net méi der moderner Aarbechtswelt ugepasst“ (Regierungserklärung vom 22.11.2023).

Nach 25 Tagen Streik erreichte der Einnahmefall von Ampacet drei Millionen Euro. Das entsprach dem Jahresgewinn. Kurz vor Weihnachten kapitulierte Ebenezer Scrooge: Der Kollektivvertrag bleibt bestehen. Diesen Monat gibt es eine Prämie von 600 Euro. Die Löhne steigen jährlich um 1,2 Prozent. Der Zuschlag für die Nachtschicht wird von 16 auf 17 Prozent erhöht. Nach sechs Jahren winkt ein Aufstieg in eine höhere Lohngruppe.

Die Direktion von Ampacet hatte sich zum zweiten Mal verrechnet. Die Handelskammer, die Fedil, ihr Premierminister hatten sich verrechnet. 54 mutige Arbeiterinnen und Arbeiter triumphierten über sie alle. Weil sie gemeinsam unumgänglich waren. Sie stellten fest, dass die Aktionärsfamilie sie braucht. Damit die Maschinen drehen. Nicht auszudenken, wenn sie entdeckten, dass die Maschinen auch ohne Aktionärsfamilie drehen. ● ROMAIN HILGERT





« Chef vun all de Leit »

IIII Bernard Thomas

De quoi #Luc est-il le nom ?

« An dat ass dann och e Gefill vu grousser Verantwortung awer Chef vun der Regierung a Chef vun all de Leit am Land ze sinn... Okay, wéi méchs de dat elo dass et de Leit alleguerte gutt geet ? », disait Luc Frieden dans une interview diffusée la veille de Noël sur *Eldorado*. Le nouveau Premier CSV tente de se positionner dans la longue lignée paternaliste de son parti. En amont des fêtes de fin d'année, il a multiplié les interviews, se désignant tantôt comme « capitaine » (*Paperjam*), tantôt comme « coach » (*Eldorado*) de l'équipe gouvernementale. Dans le traditionnel entretien de Nouvel An de *RTL-Télé*, Luc Frieden réclame le rôle de « leader » plutôt que de « primus inter pares » (traditionnellement favori par les partenaires junior du CSV). Celui qui, durant la campagne, estimait qu'il fallait parfois « taper du poing sur la table » et faire « acte d'autorité », se compare aujourd'hui à un « directeur général d'une firme » veillant sur ses « chefs de département », c'est-à-dire les ministres. Une analogie que Frieden revendique avec un certain orgueil, au point de l'avancer à deux reprises en une journée (sur *RTL-Télé* et sur *Radio 100,7*).

Peut-on diriger un pays comme une entreprise ? Dans la méthode de gestion ce serait même « absolument nécessaire », répond le Premier sur *RTL-Télé*. En fait, il ne fait que recycler un vieux topos patronal. En 2004, la Chambre de commerce avait intitulé ses recommandations au gouvernement « Entreprise Luxembourg » (titre auquel elle ajoutera « 2.0 », « 3.0 » et « 4.0 » aux trois élections suivantes). Le dialogue et la concertation en tout honneur, mais « à la fin du compte, il faut que quelqu'un décide ; et c'est le gouvernement et c'est son Premier ministre », expliquait Frieden à la mi-décembre à « Mike [Koedinger] » et au public (conquis) du Paperjam + Delano Business Club. Sexprimant aussi comme ministre des Médias, il en reconnaissait les « observations critiques » comme « utiles », puis de préciser : « pour autant qu'elles soient dans des formes acceptables », pour enfin rassurer : « ce qui est toujours le cas chez *Paperjam* et *Delano* ».

Des *trickle-down economics* au technosolutionnisme climatique, en passant par la fidélité atlantiste, son logiciel idéologique n'a guère connu d'update. Dans les interviews, le Premier revient fréquemment à son rapport au temps : « Mäi gréisste Problem ass dee vun der Zäit », admet-il face à *Eldorado*. « Et ass mat 300 à l'heure ugaangen. Ech mieren, datt ech muss een anere Rhythmus fannen ». Et de dire son admiration pour Emmanuel Macron, « un homme qui pense très rapidement » (et qui a été le premier à l'inviter après son assermentation). Le déphasage est devenu très vite apparent. L'accord de coalition, que Frieden voulait garder sous scellés, fuita illico et se retrouva sur les sites de *Reporter*, *Radio 100,7* et *RTL*. En cuisinant une « spaghetti bolo » pour les caméras de *RTL*, Luc Frieden (portant un pantalon kaki et un polo Ralph Lauren, son uniforme de campagne) admettait son malaise face à l'instantané des réseaux sociaux. « Dorunner muss een sech gewinnen, mee dat geet awer », assurera-t-il dans son interview télévisée du Nouvel An. À cause d'une intervention chirurgicale, bénigne et ambulatoire, sur le nez du Premier, l'entretien était enregistré deux bonnes semaines avant sa diffusion.

De cette longue interview d'une heure 32 minutes, ce sont surtout les « petites phrases »

« Ech mengen, datt ee muss éischtens mol gutt Genen hu wann een ufänkt. [...] Meng Mamm huet mech ëmmer e bëssi gestriizt an der Schoul. Dat huet mech heiansdo e bëssi emmerdéiert, mee dofir konnt ech dono op flott Schoule goen »

Luc Frieden, *Gëlle Fro*, juillet 2023

sur le dérèglement climatique qui auront marqué. « De Kampf géint de Klimawandel ass souwisou ee Projet, dee méi à moyen et à long terme ass, an dat anert si kuerzfristeg Besoinen, déi ons Gesellschaft huet », explique Luc Frieden. La journaliste Caroline Mart demande si l'accélération du réchauffement ne le préoccupe pas. Il serait « méi positiv », répond le Premier ministre. « Méi entspaant ? », veut savoir journaliste. « Jo, entspaant... Entspaant ass vläit lo ze vill relax. [...] Jidderree weess a wéi eng Richtung et muss goen... An iwwert d'Vitesse dohinner soll een dat e bëssi manner verkrampft kucken. »

Entre « Kapitalstock » et « Konjunkturprogramm », on cherche en vain le mot « Klima » dans l'index qui clôt *Europa 5.0*, le manifeste néolibéral signé en 2016 par Luc Frieden. Le terme apparaît une première fois à la page 51 : « technologiefeindliches Klima » ; puis à la page 236 : « Geschäftsklima ». À la page 243 enfin, un court paragraphe est dédié au changement climatique. Il commence par : « Auch wenn die Vorhersagen zum Klimawandel mit Unsicherheit behaftet sind [...] ». La solution au dérèglement climatique ? « Fortschrittliche Technologien ». Huit ans plus tard, Luc Frieden reste droit dans ses baskets (blanches). « Ech gleewen un den technologesche Fortschritt », répète-t-il sur *RTL-Télé*. Il dit également croire dans l'intelligence des gens, « a sécherlech vun de Lëtzebuerger » : « Ech mengen, datt d'Leit jo net domm sinn. D'Leit hunn net gären, datt een hinne seet, wéi se ze liewen hunn, ob se sollen de Fliger huelen oder net, ob se solle mam Zuch fueren oder net », expliquait-il sur *Radio 100,7* à la mi-décembre. Cinq mois plus tôt, Luc Frieden racontait sur le podcast *Gëlle Fro* que pendant ses deux années à Londres, il prenait fréquemment l'avion pour passer le week-end avec sa famille au Luxembourg. « C'est à une heure. Je connais par cœur chaque coin de l'aéroport de Londres-City. Dat ass kee Problem. »

Pendant la campagne 2023, Frieden a fait du populisme anti-vert son fonds de commerce.

Il visait juste. Si la coalition libérale a sauté, c'est à cause de son maillon faible, Déi Gréng, et de son implosion électorale. Contrairement aux apparences (créées par les sondages), le CSV n'a pas gagné les élections. Il s'est consolidé, et ceci à un niveau historiquement bas. Cela n'empêche pas Luc Frieden de revendiquer un fort mandat électoral : « Hei ware Walen an dësem Land ! », s'est-il exclamé sur *RTL-Télé* pour justifier l'introduction de la compuration immédiate et du « Platzverweis ». « Les partis qui ont gagné les élections ont l'intention de faire ce qu'ils ont dit », proclame-t-il dans les colonnes de *Paperjam*.

Dans un monde qui se disloque, Luc Frieden se présente comme garant du statu quo, c'est-à-dire du *lifestyle* de la classe moyenne luxembourgeoise. L'adaptation partielle du barème d'imposition à l'inflation avait été actée par le gouvernement précédent ; Frieden et Roth l'ont poussée 1,5 tranche plus loin, la célébrant comme manifestation du « méi Netto vum Brutto ». « Il y a, là encore, un aspect psychologique : permettre aux gens de mieux vivre et d'utiliser cet argent pour consommer », expliquait le Premier à *Paperjam*, ajoutant que « les classes moyennes, c'est la quasi-totalité de la population ». (En oubliant que sur les 300 000 ménages résidents, un tiers vit avec un revenu imposable de moins de 2 500 euros par mois.) Dans le *Wort*, Frieden promettait début décembre que la « sélectivité sociale » n'allait être appliquée qu'aux nouvelles aides et prestations ; « bestehende Maßnahmen stellen wir aber nicht infrage ». L'austérité, c'était l'ancien Luc, promet le nouveau Luc.

Le nouveau Premier reste par contre fidèle à l'atlantisme qui a toujours constitué un de ses traits politiques. Dans les années 2000, le ministre de la Justice Frieden affichait ainsi sa proximité avec son homologue ultra-conservateur John Ashcroft. En 2006, il estimait ainsi dans le *Wort* que la relation avec Washington serait « exemplaire » : « Dass die Politik der Bush-Regierung neue Brandherde legte, glaubt der Minister nicht. » Lors du *Neijoerschinterview*, Luc Frieden est questionné sur le pilonnage de Gaza par l'armée israélienne. Le Premier s'aligne sur la position du président américain Joe Biden : « Ech verbidde mir total ze jugéieren, wéini ee muss ophale mat reagéieren oder net ». Certes, les cessez-feu seraient « toujours utiles ». Mais Israël serait « déi eenzeg Demokratie do an der Regioun », même s'il aurait « eng speziell Regierung ». En tout cas, et ce ne serait pas à lui de dire quand la riposte militaire devrait s'arrêter. En adoptant une vision campiste, Frieden construit des « parallèles dans la réflexion intellectuelle » entre l'Ukraine et Israël (« les attaqués ») d'un côté, et la Russie et Gaza de l'autre.

Luc Frieden garde l'habitus du premier de classe, toujours soucieux de l'étiquette et du protocole. Il a ainsi abandonné le titre de « ministre d'État » pour ne pas créer de confusion lors de ses déplacements officiels (et ne pas porter ombrage au chef d'État, le Grand-Duc). Son assermentation comme Premier ministre au Palais, c'est un vieux rêve qui, enfin, se réalise. « Du gees net an d'Regierung, just fir een décken Auto mat Chauffer ze hunn », expliquait-il sur le podcast *Gëlle Fro*. Puis de préciser : « Deen hat ech schonn eng Kéier... Deen hat ech och op der Bank iwwregens, wéi ech Präsident wor. » Interrogé sur les raisons du succès, il répondait : « Ech mengen,

datt ee muss éischtens mol gutt Genen hu wann een ufänkt. Wéi een doheem ënnerstëtzt gëtt, spillt schonn eng ganz grouss Roll. Meng Mamm huet mech ëmmer e bëssi gestriizt an der Schoul. Dat huet mech heiansdo e bëssi emmerdéiert, mee dofir konnt ech dono op flott Schoule goen [...] ».

« Den neie Luc muss sech réischt weisen », blaguait Frieden sur *Gëlle Fro* en juillet. « Ich weiß bis heute nicht richtig, wer ihn erfunden hat », dira-t-il au *Télécran* en décembre. Souvent raillée, la formule aura été efficace. La boîte de com' hambourgeoise Guru y est sans doute pour quelque chose. Depuis 2022, elle conseille le CSV dans la redéfinition de son image de marque, accompagnant le parti des communales jusqu'aux européennes, en passant par les législatives. (Parmi ses clients, Guru compte également le CDU ainsi que les grandes fédérations patronales allemandes.) Sur son site, la firme présente l'éventail de ses services en « strategisch kommunikative Einflussnahme auf politische Prozesse » : « Auf die Story kommt es an. [...] Dabei zählen dieselben Mechanismen, wie in der Unterhaltungsindustrie. Die Menschen wollen nicht belehrt, sie wollen unterhalten werden. »

Dès 2022, le CSV et Guru voulaient mettre en vitrine une équipe de jeunes, soudés autour d'un politicien expérimenté. À l'époque, peu se doutaient que Frieden allait se retrouver au centre de ce portrait de groupe. Pour les législatives, les communicants venus de Hambourg insistaient sur la simplicité. Le parti devrait se concentrer sur une poignée de messages centraux. Plutôt que d'évoquer un « plan » vaseux (comme l'avait fait Claude Wiseler), Frieden repassera *ad nauseam* les mêmes éléments de langage. Le « nouveau Luc » commence également à utiliser fréquemment l'adjectif « cool » : « Ech hunn zwee Joer zu London geschafft, dat war mega cool » (*Gëlle Fro*) ; « meng Kanner hu gesot, [ech wär] méi cool, méi relax » (*Eldorado*).

Après son assermentation, le nouveau Premier eut droit à une *home story* douceuse dans le *Wort* (dont il avait présidé la maison d'édition), en compagnie de son épouse, Marjolijne Droogleever Fortuyn, qui lui atteste d'être « eine ganz sensible Person ». Certaines phrases du portrait semblent directement issues de *Gala* : « Die Erinnerungen zaubern ihm sogar ein Lächeln ins Gesicht ». Comme dans d'autres interviews, Luc Frieden y parle beaucoup de ses enfants, Philippe et Anouk : « Ich will mich auch in Zukunft regelmäßig mit ihnen beraten, denn sie sind beide am Anfang ihres Berufslebens und haben eine ganz andere Perspektive ». Le fils travaille à Paris chez Baker McKenzie, la fille à Munich chez McKinsey & Company. Comme leur père, ils sont passés par Cambridge, respectivement Harvard.

Les deux prédécesseurs de Frieden au ministère d'État savaient jouer sur le registre des émotions. Par moments, ils réussissaient même à s'émouvoir aux larmes par leurs propres discours. Jean-Claude Juncker cultive une fausse dialectique et un vrai sens de l'humeur. Xavier Bettel maîtrise très mal les dossiers, mais très bien les relations interpersonnelles. Déguisé en nouveau Luc le temps d'une campagne, le vieux Frieden, rigide et malhabile, risquera de rapidement resurgir. Chassez le naturel... ●

Le legs fiscal du Gauleiter

IIII Michel Erpelding

L'État luxembourgeois continue d'organiser son système fiscal sur la base d'une loi allemande, illégalement introduite par l'occupant nazi en 1940. A-t-il le droit de le faire ?



Gustav Simon, Gauleiter du Luxembourg entre 1940 et 1944

Le 30 septembre 1940, le *Gauleiter* nazi et *Chef der Zivilverwaltung für Luxemburg*, Gustav Simon, signait une ordonnance prévoyant l'entrée en vigueur au Luxembourg de 21 lois fiscales allemandes, dont la plus importante fut la *Reichs-abgabenordnung* (AO) du 22 mai 1931. La publication se fit par simple renvoi au *Reichsgesetzblatt*¹. Deux autres ordonnances du même type suivirent la même année². Cette manière de procéder par à-coups, plutôt que par l'introduction immédiate de l'ensemble du droit allemand (comme dans les cantons de l'Est belges), dénotait le choix allemand d'une annexion de fait, plutôt que de droit, du Luxembourg.

Dénonçant ces mesures comme des « violations manifestes des conventions internationales réglant l'exercice du pouvoir de fait et les devoirs de l'occupant », le gouvernement luxembourgeois en exil en proclama le 22 avril 1941 la « nullité radicale » et arrêta qu'elles « [seraient] tenues pour abrogées de plein droit au fur et à mesure de la libération du territoire »³. Passablement contradictoire (car quel besoin d'abroger une mesure « radicalement nulle » ?), cette formu-

lation avait été reprise telle quelle d'un arrêté-loi belge⁴. Le 13 juillet 1944, l'exécutif luxembourgeois radicalisa son propos, évoquant des mesures « nulles et de nul effet »⁵. Or, le 26 octobre, après son retour d'exil, confronté à des besoins financiers importants, il décida que les parties essentielles de la législation fiscale allemande seraient maintenues « jusqu'à disposition ultérieure »⁶. Faute de volonté politique, celle-ci n'intervint jamais. Le comité du contentieux du Conseil d'État⁷, puis la Cour administrative⁸ validèrent cet état de choses. Aujourd'hui, l'AO constitue l'épine dorsale du droit fiscal luxembourgeois. Et pourtant, elle reste controversée⁹. On a même pu insinuer qu'ayant été introduite illégalement, elle n'aurait pu faire l'objet d'une reprise par les autorités luxembourgeoises¹⁰. Que faut-il en penser ? Du point de vue du droit international, les choses paraissent assez claires. Il ne fait aucun doute que l'introduction de l'AO par l'occupant allemand était doublement illicite, et même frappée de nullité.

Tout d'abord, elle découlait d'une invasion contraire au droit du recours à la guerre (*jus*

ad bellum). Le 10 mai 1940, l'Allemagne avait violé les engagements internationaux qui garantissaient l'existence du Luxembourg en tant qu'État neutre et indépendant, et notamment les deux traités de Londres de 1839 et de 1867. Il est vrai que neutralité luxembourgeoise avait pu soulever certaines interrogations pendant l'entre-deux-guerres. Le principe n'en demeurait pas moins acquis, et sa violation par l'Allemagne ne faisait aucun doute¹¹. La menace d'un « anéantissement total » (*völlige Vernichtung*) de l'État luxembourgeois en cas de résistance à l'occupant, notifiée au secrétaire-général du gouvernement Albert Wehrer le 10 mai 1940¹², fut tout aussi contraire aux engagements souscrits par l'Allemagne. Enfin, l'invasion du Luxembourg contrevenait au Pacte Briand-Kellogg de 1931, qui avait interdit toute guerre d'agression – un terme que n'hésita d'ailleurs pas à utiliser le chargé d'affaires luxembourgeois à Paris, Antoine Funck, dès le 11 mai 1940¹³. Or, depuis l'invasion de la Chine par le Japon en 1931, les États-Unis avaient estimé que les États avaient l'obligation de ne pas reconnaître les situations découlant de guerres d'agression. La Société des Nations avait aussitôt fait sienne cette « doctrine Stimson ». La qualification dès 1941 par le gouvernement luxembourgeois en exil des mesures législatives allemandes comme frappées de « nullité radicale » peut être comprise comme confortant celle-ci.

Ensuite, ainsi que l'avait expressément relevé le gouvernement luxembourgeois, l'introduction de l'AO constituait en elle-même une violation du droit de la guerre (*jus in bello*). Encadrant la manière dont une guerre déjà en cours doit être menée, celui-ci inclut le droit de l'occupation. Au titre de ce dernier, un État qui – légalement ou illégalement – envahit le territoire d'un autre ne doit pas être considéré comme y exerçant sa souveraineté, mais seulement une autorité de fait. Heurtant les principes de la souveraineté nationale et du droit des peuples à disposer d'eux-mêmes, cette autorité est nécessairement provisoire. Elle est aussi limitée dans son étendue : comme le souligne l'article 46 des Règlements de La Haye de 1899 et de 1907 concernant les lois et coutumes de la guerre sur terre, l'occupant doit « [respecter] sauf empêchement absolu, les lois en vigueur dans le pays ». L'introduction de l'AO faisait fi de ce principe. Réalisée dans l'objectif avoué d'une « réintégration » du Luxembourg au « Volkstum » allemand¹⁴, elle devait être vue comme participant d'une annexion de fait. Dépassant les pouvoirs limités de l'occupant, cette mesure pouvait à juste titre être considérée comme nulle.

En revanche, cette double nullité n'interdisait aucunement aux autorités luxembourgeoises de reprendre l'AO à leur compte. En attendant l'inventorisation par les Archives nationales des procès-verbaux du Conseil de gouvernement pour la période 1944-1955, les circonstances exactes de cette décision restent entourées de mystère. Il paraît cependant probable que le gouvernement n'aurait pu assumer toutes les conséquences pratiques d'une nullité de l'AO, un temps suggérée son conseiller juridique René Blum¹⁵, notamment le remboursement des dettes fiscales perçues par l'occupant. D'un point de vue plus théorique, il faut également noter que la « doctrine Stimson » n'est pas une

fin en soi, mais vise à empêcher la consolidation d'une situation illégale¹⁶. Or ce risque n'existait plus au Luxembourg après le départ de l'occupant. La reprise de l'AO par le Luxembourg – par ailleurs expurgée de ses dispositions racistes et antisémites – ne fut pas un cas isolé : les Pays-Bas adoptèrent une solution similaire jusqu'en 1953¹⁷.

Est-ce à dire que le Luxembourg pourra indéfiniment mobiliser les pages du *Reichsgesetzblatt* pour organiser son système fiscal ? On peut en douter. Alors que les autorités autrichiennes ont pris le soin de publier des versions consolidées des lois allemandes introduites lors de l'Anschluss et toujours en vigueur, Legilux se contente d'afficher une version lacunaire de l'AO publiée à titre privé il y a plusieurs décennies. Le législateur l'a entretemps enrichie de bouts de phrase en français, aboutissant à un *Kauderwelsch* peu intelligible, ouvrant la voie à l'arbitraire et posant un réel problème de sécurité juridique. À terme, l'État luxembourgeois risque la censure du juge européen. Pour écarter ce risque, l'élaboration d'un nouveau texte de loi, peut-être inspiré de l'AO mais rédigé dans la langue principale du législateur, semble constituer la solution la plus adéquate. En attendant, la moindre des choses serait la publication annuelle d'une version consolidée du texte de l'AO. La promesse de la nouvelle coalition d'« améliorer l'accès à la loi » devrait l'inciter à agir dans ce sens. ●

Michel Erpelding est docteur en droit public et chercheur à la faculté de droit, d'économie et de finance de l'Université du Luxembourg. Le présent article est le résumé d'une contribution publiée dans le numéro 2023/2 des *Cahiers de fiscalité luxembourgeoise et européenne*, dirigés par Fatima Chaouche et Julia Sinnig

¹ *Verordnungsblatt für Luxemburg* (VBIL), 1940, p. 17.

² VBIL, 1940, pp. 347 et 476.

³ *Mémorial*, 1944, p. 21.

⁴ Arrêté-loi du 10 janvier 1941, in : *Législation promulguée par le gouvernement belge en exil, mai 1940-31 décembre 1943*, Bruxelles, Bruylant, [1945 ?], p. 21.

⁵ *Mémorial*, 1944, p. 29.

⁶ *Mémorial*, 1944, p. 80.

⁷ Arrêts n° 4582 du 8 décembre 1948 et n° 5750 du 4 août 1962.

⁸ Arrêt n° 45185C du 13 juillet 2021.

⁹ Cf. F. Chaouche et A. Klethi dans les *Cahiers de fiscalité luxembourgeoise et européenne*, 2022/2, pp. 183-186 et 187-215.

¹⁰ Cf. J.-P. Winandy dans *Les cahiers du droit luxembourgeois*, n° 1 (2008), p. 12.

¹¹ M. Junod, *Die Neutralität des Großherzogtums Luxemburg von 1867 bis 1948*, thèse, Berne, 1951, pp. 85-87.

¹² A. Wehrer, « La mission et l'activité politiques de la Commission administrative », tapuscrit, Luxembourg, 15 juin 1945, p. 4.

¹³ *Le Temps*, 11 mai 1940.

¹⁴ « *Führer-Erlass* » du 2 août 1940, in M. Moll (dir.), « *Führer-Erlasse, 1939-1945* », Stuttgart, Franz Steiner, 2011, p. 132.

¹⁵ « Le retour à la légalité (II) », 31 octobre 1943, ANLux, AEGtEx-536, pp. 31-32.

¹⁶ A. Lagerwall, *Le principe ex injuria jus non oritur en droit international*, Bruxelles, Bruylant, 2016, p. 26.

¹⁷ Lois du 25 janvier 1951 et du 15 février 1953. Citées par : O. Grassmann, *Die deutsche Besetzungsgesetzgebung während des 2. Weltkrieges*, Tübingen, Institut für Besatzungsfragen, 1958, p. 124.



Une maison au centre ville de Pristina

Kosovo : vers un nouvel exode ?

IIII Simon Rico

Depuis le 1^{er} janvier, les citoyens du Kosovo peuvent enfin voyager librement dans l’espace Schengen. Alors que le petit pays des Balkans se vide depuis des années de sa population, certains redoutent que cette mesure ne provoque une vague de départs sans précédent

Les machines tournent encore, mais peut-être plus pour longtemps. L’usine Wear & Go fabrique des jeans et des survêtements pour le Kosovo et sous-traite pour des grandes marques italiennes de prêt-à-porter. Cette PME familiale de Gjakovë, dans l’ouest du Kosovo, est aujourd’hui confrontée à un problème qui met en péril son avenir : le manque de main d’œuvre. « Nous employons une trentaine de personnes. Beaucoup ont plus de cinquante ans, les jeunes sont tous partis ces cinq dernières années », explique Fatlind Bokshi, le directeur de la production.

« Plus personne ne trouve des travailleurs par ici », poursuit le jeune homme. « Certains de nos concurrents font appel à des Bangladais, dans le cadre d’un accord de travail signé par le gouvernement, mais ils ne restent pas. On a beau prendre leurs passeports, la plupart s’en vont très vite en direction de l’Union européenne. »

Comme de nombreuses autres entreprises de secteurs en tension, Wear & Go a fini par embaucher des Roms, jusque là écartés du marché de travail. Une quinzaine d’entre eux travaillent dans l’atelier du premier étage au rythme assourdissant de tallava, cette étonnante fusion

Le syndicalisme n’a guère la cote au Kosovo, surtout depuis l’imposition d’un modèle ultralibéral par les missions de paix internationales à l’issue du conflit de 1999

d’électro et de rythmes traditionnels orientalisants. Resteront-ils encore longtemps alors que le Kosovo bénéficie depuis le 1^{er} janvier de la libéralisation des visas Schengen ?

La fin de la restriction, que beaucoup jugeaient « discriminatoire », fait en effet craindre un nouvel exode. Selon certaines enquêtes, jusqu’à trente pour cent des Kosovars voudraient profiter de l’aubaine pour aller tenter leur chance en Europe occidentale. « Beaucoup de gens disent qu’ils veulent partir, mais c’est aussi une manière d’exprimer leur mécontentement face à la situation actuelle du Kosovo », relativise Arian Lumezi, de l’Institut Musine Kokalari, un think tank social-démocrate de Pristina.

De son côté, Fatmir Curri, Conseiller spécial au cabinet du Premier ministre du Kosovo, en charge du dossier brûlant de la libéralisation des visas, se dit serein. « Nous avons mené des campagnes d’information pour bien expliquer ce qui est en jeu : nos concitoyens pourront désormais circuler librement dans l’espace Schengen, mais sans y rester plus de 90 jours consécutifs, sans pouvoir y travailler ni faire des études. Nous avons bien insisté sur le fait

que ceux qui contreviendraient à ces règles seraient bannis pour cinq ans. »

« Aujourd’hui, demain, dans un mois, dans deux mois... Quand ? »

Depuis que le Parlement l’a actée au printemps dernier, la libéralisation des visas est la grande question qui sature toutes les discussions au Kosovo, y compris sur les réseaux sociaux. Souvent avec humour, à l’image de ce même d’un jeune homme se demandant quand partir : « Aujourd’hui, demain, dans un mois, dans deux mois... Quand ? » En réalité, un exode massif dès ce début d’année n’est probablement pas le scénario le plus probable.

Arben Lezi a créé l’application de réservation Albalines qui regroupe toutes les compagnies d’autocars du Kosovo. Sur les ordinateurs de son bureau, installé dans un quartier encore en chantier du centre-ville, le trentenaire fait défiler les statistiques des réservations. « Nous observons un regain d’intérêt, mais pas de hausse marquée pour le début janvier. Les prix des trajets vers l’Allemagne restent stables

également, de l'ordre de 30 à 35 euros. » Le quarté des destinations les plus populaires : l'Allemagne, de loin, suivie de la Belgique, de la Suisse et de l'Italie.

« Nous nous attendions à beaucoup plus de demandes », admet Arben Lezi, qui tente une explication : « Les gens se méfient. Ils ne veulent pas prendre le risque d'être refoulés et attendent le retour de ceux qui seront partis les premiers »... Parfaitement anglophone, le jeune chef d'entreprise finit par avouer que lui-même n'a jamais quitté le Kosovo : « J'ai essayé une fois d'obtenir un visa, mais les files d'attente et la procédure, chère et compliquée, m'ont découragé ».

À l'Institut Musine Kokalari, Arian Lumezi prédit que « la situation ne se décantera pas avant plusieurs mois ». Lui non plus ne s'attend pas à un exode massif comme celui qui jeta sur les routes près de 100 000 Kosovars, entre novembre 2014 et février 2015. Ils avaient alors étreigné les routes et les réseaux de passeurs que des centaines de milliers de Syriens allaient utiliser quelques mois plus tard lors de la « crise migratoire », notamment les passages menant de Serbie en Hongrie. Cet exode avait entraîné des familles entières et plus de sept pour cent de la population kosovare, un phénomène inédit en temps de paix sur le continent européen.

Aujourd'hui, les patrons se disent inquiets. Notamment dans la construction. Même si le Kosovo se vide de sa population, le secteur affiche une bonne santé insolente que seule le manque de main d'œuvre pourrait ternir.

Kenan Shamolli dirige Stina-DK, une société qui emploie une centaine de personnes. Pour honorer ses nombreux contrats, ce patron a imaginé des stratégies : compter sur des ouvriers âgés, « moins tentés de partir », et recruter des travailleurs étrangers « proches », venus d'Albanie et de Turquie. Les rémunérations ont aussi été augmentées. « Chez nous,

les ouvriers qualifiés gagnent de 800 à 1 200 euros, un ingénieur peut espérer 1 500 euros. » Le plus bas salaire s'établirait à 700 euros par mois, pour 54 heures de travail hebdomadaire, six jours sur sept.

Après la libéralisation des visas, Kenan Shamolli se prépare à « six mois de chaos ». « Beaucoup vont tenter leur chance en Allemagne, mais beaucoup vont vite revenir », veut-il croire. « L'expatriation a un sens pour un ingénieur ou un médecin, mais de moins en moins pour les travailleurs manuels. » L'entrepreneur dit cependant comprendre cette force qui pousse irrémédiablement les Kosovars à quitter leur pays. « C'est le besoin de sécurité qui est en jeu », assure-t-il. « Moi-même, je suis millionnaire, mais je me sens toujours en insécurité. J'ai peur de ce qui peut m'arriver si je tombe malade, si ma maison brûle... »

Des départs en toute légalité

La perspective d'un nouvel exode pourrait en tout cas amener les employeurs du Kosovo à de sérieuses concessions, espère Jusuf Azemi, le président du Syndicat du secteur privé du Kosovo (SPSPK). Ce vétéran des luttes sociales reçoit dans un improbable bureau mis à disposition par la mairie de Pristina au sous-sol d'un ancien centre commercial yougoslave abandonné depuis un quart de siècle. Le syndicalisme n'a guère la cote au Kosovo, surtout depuis l'imposition d'un modèle ultralibéral par les missions de paix internationales à l'issue du conflit de 1999.

Le SPSPK tient le compte des salariés qui quittent le Kosovo, notant que le mouvement s'amplifie depuis la fin de la pandémie : 41 000 départs en 2021, 68 000 en 2022 et sûrement plus de 80 000 en 2023. « 80 pour cent des employés seraient prêts à partir », avance Jusuf Azemi, en pointant les promesses non tenues du gouvernement d'Albin Kurti dont le pro-

« Ce ne sont pas les trop faibles salaires qui les poussent au départ, mais plutôt la peur de l'avenir dans un pays très corrompu, où rien n'est stable »

Shpresa, étudiante

gramme social en avait fait rêver plus d'un en 2021. « Il n'y a toujours pas de conventions collectives ni de justice du travail », insiste le sexagénaire. En rappelant un chiffre accablant : le taux de mortalité au travail est de huit pour 100 000 au Kosovo, plus de quatre fois la moyenne de l'UE. « Et bien sûr, ajoute le syndicaliste, ceux qui sont blessés, handicapés ou souffrent d'une pathologie liée à leur travail n'ont droit à rien. »

Lulzim, 45 ans, est infirmier à Pristina et s'apprête à quitter le pays. Sans précipitation. « Je vais profiter de la libéralisation des visas pour me rendre en Allemagne en janvier. Mon CV intéresse des cliniques là-bas, mais je veux négocier les conditions. Ensuite, je reviendrai au Kosovo et je repartirai avec un contrat et un visa de travail. » Pour lui, les comptes sont vite faits : avec plus de vingt ans d'ancienneté, il gagne 700 euros par mois au Kosovo, tandis qu'en Allemagne, où les soignants manquent,

il espère en gagner plus de 3 000. Avec un peu de chance, les siens pourront bientôt le rejoindre grâce au regroupement familial.

Prudence

Beaucoup de Kosovars affichent la même prudence, d'autant que l'Allemagne a assoupli ces derniers mois les conditions de recrutement des travailleurs extra-européens pour les « métiers en pénurie ». Quelques jeunes se retrouvent dans un café de la çarshija, le vieux bazar ottoman de Gjakovë, en face du siège local de Vetëvendosje, le parti de gauche souverainiste du Premier ministre Albin Kurti. Drilon vit déjà à Munich, où il travaille dans un hôtel comme homme de chambre. Son épouse, Zana, employée dans le tourisme au Kosovo, va le rejoindre avec l'objectif d'obtenir un poste à l'aéroport de la capitale bavaroise. Elle compte utiliser son premier voyage sans visa en Allemagne pour négocier le contrat qui lui permettra d'obtenir un titre de séjour.

Shpresa, jeune Albanaise de 22 ans, a grandi dans les quartiers serbes de Mitrovica-Nord. Brillante étudiante de français et d'italien, elle travaille dans un *call center*, assurant l'assistance aux utilisateurs du réseau mobile suisse Sunrise, pour un salaire d'environ 1 100 euros en moyenne, suivant les primes.

La jeune femme n'a pas prévu de faire ses bagages, mais espère pouvoir bientôt poursuivre ses études en Italie après avoir économisé, sans plus avoir à subir la lourde procédure de demande de visas. En revanche, certains de ses collègues vont partir. « Ce ne sont pas les trop faibles salaires qui les poussent au départ, mais plutôt la peur de l'avenir dans un pays très corrompu, où rien n'est stable. Peut-être que les nombreux départs feront changer les choses ? Il est temps que nous ayons des assurances chômage et maladie comme tous les pays de l'Union européenne. » ●

Jusuf Azemi, le président du Syndicat du secteur privé du Kosovo





Foni Tissen, Rumelange, 1941, huile sur toile.
© Collection de la Ville d'Esch-sur-Alzette

„Un véritable cadeau de la nature“

IIII Luc Laboulle

***Paysages du Fer* heißt ein monumentales Werk über die Repräsentation der Minett-Landschaft in der Malerei im Laufe der letzten 150 Jahre. Ein Abriss**

Wie hat die Industrialisierung das Landschaftsbild der Luxemburger Minett-Region verändert? Wie wurde diese Veränderung in der Kunst wahrgenommen? Und wie wirken sich die Deindustrialisierung und die Neunutzung der Industriebrachen auf die Landschaft aus? Diesen Fragen gehen auf 375 Seiten die Kunsthistorikerin Antoinette Lorang, der Historiker (und Jazz-Musiker) Luciano Pagliarini und der ehemalige Escher Stadtarchitekt Jean Goedert in dem ob seiner Monumentalität etwas unhandlichen, populärwissenschaftlich kommentierten Bildband *Paysages du Fer* nach, der als Projekt von Esch 2022 in Zusammenarbeit mit der Fondation Bassin Minier (deren Vize-Präsidentin Antoinette Lorang ist) und dem Verleger Gérard Klopp zustande kam, jedoch erst zehn Monate nach Abschluss des Kulturjahres veröffentlicht wurde. Was einerseits an den Covid-Einschränkungen gelegen habe, andererseits am hohen Recherche-Aufwand, wie die Autor/innen im Vorwort schreiben.

Das Herzstück des Buchs ist allein schon wegen seiner Länge das von Antoinette Lorang verfasste Kapitel über die künstlerische Repräsentation der Minett-Region im Laufe der letzten 150 Jahre. Lorang hat sich auf Malereien und Zeichnungen beschränkt, von denen viele sich in Privatbesitz befinden und erst aufgespürt werden mussten. Fotografien, Pla-

kate und Skulpturen wurden – auch aus Platzgründen – kaum berücksichtigt.

„Ces vallées et vallons des collines des affleurements ont tellement favorisé l'exploitation rationnelle de la minette luxembourgeoise qu'on peut parler d'un véritable cadeau de la nature“, schreibt Luciano Pagliarini im ersten, industriegeschichtlichen Teil des Buches über die Beschaffenheit der Landschaft in der Luxemburger Minett-Gegend, einem Teil jenes vor 201 bis 145 Millionen Jahren entstandenen *bassin ferrifère*, der sich über Lothringen und Teile des Luxemburger Südens erstreckt (manche seiner Ausführungen sind bereits in zahlreichen, inzwischen teilweise vergriffenen Büchern zu lesen, die Pagliarini in den vergangenen Jahren mit anderen Autor/innen verfasst hat). Weil das eisenhaltige Gestein zwischen Petingen und Düdelingen nur von einer dünnen Bodenschicht bedeckt war, war es leichter zugänglich als das in Lothringen, sodass ab 1850 das Eisenerz in Luxemburg im Tagebau regelrecht „gepflückt“ werden konnte, während jenseits der Grenze dafür Stollen gegraben werden mussten. Eine luxemburgische Eigenart ist auch, dass der Abbau bis Mitte der 1870-er Jahre kaum gesetzlich geregelt war, was eine wahre Goldgräberstimmung auslöste, die erst durch die Einführung von staatlichen Konzessionen gedämpft wurde. Ein

„véritable cadeau de la nature“ waren die leicht zugänglichen Gesteinsschichten zu Beginn aber vor allem für die größtenteils aus Belgien stammenden, großbourgeois Schmelzherren (Collart, Metz, Servais, Majerus etc.), die schon vor 1850 im Westen und Zentrum Luxemburgs mit Holz befeuerte Hütten betrieben; bäuerliche Großgrundbesitzer, deren Land plötzlich enorm an Wert gewann und sogenannte „marchands de mines“, die Grundstücke aufkauften, um damit Geld zu verdienen. Die Allgemeinheit profitierte lange Zeit kaum vom Abbau und vom Handel mit dem Eisenerz.

Mitte der 1860-er Jahre wurde in Dommeldingen der erste Hochofen gebaut, der mit Koks betrieben wurden, was die Eisenproduktion beschleunigte. Die sogenannte Hüttenklause, die verhindern sollte, dass Erz aus konzessionierten Gruben exportiert wurde, führte dazu, dass mit vorwiegend deutschem, belgischem und französischem Kapital in Esch/Alzette, Düdelingen und Differdingen moderne und durch die Anwendung des Thomas-Gilchrist-Verfahrens sehr leistungsstarke, integrierte Hüttenwerke entstanden. Der Ausbau der Eisenbahnlinien erleichterte den Transport. Statt das Erz auszuführen, wurde Koks nun in die Minettregion importiert.

Erst mit der Industrialisierung stieg das Interesse von Malern an der bis dahin größtenteils ländlich geprägten Region. 1901 bildete Michel Engels in dem Band *Das romantische Luxemburger Land* erstmals die Metzschmelz in Esch/Alzette ab. Frühe Darstellungen der Eisenindustrie stammen insbesondere von dem Other Maler François Ponsin, der im Stil von „Raffaël, Rubens und Reynolds“ die Veränderung der Landschaft in Audun-le-Tiche dokumentiert

Wenn man den Autor/innen von *Paysages du Fer* etwas vorwerfen kann, dann, dass sie sich zu sehr auf Technik, Anlagen und die „Landschaft“ fokussiert haben, ohne den Menschen ausreichend Beachtung zu schenken, die diese Landschaft bearbeitet, manipuliert und letztendlich gestaltet haben

hat. Es dauerte aber einige Jahre, bis die Tagebaugelände, Galerien und Schmelzen sich als Motive in der Kunst durchsetzten. Antoinette Lorang bietet eine reich bebilderte Chronologie der wichtigsten Künstler, die sich mit der Stahlindustrie im Luxemburger Süden und in der benachbarten französischen Grenzregion

befassten (Künstlerinnen haben sich offensichtlich nur selten für die Darstellung der Eisenindustrie interessiert, eine Ausnahme war Marie-Thérèse Kolbach). Sie reicht von dem Escher Maler Eugène Mousset, bei dem die Industrie oft nur im Hintergrund von manchmal mit Schnee bedeckten Landschaften erscheint, über den Niederländer Herman Heijenbrock, bei dem die Fabriken in Lothringen und Differdingen zum Hauptmotiv wurden, bis zu Harry Rabinger, der der „Sezessionsbewegung“ um Joseph Kutter, Jean Schaack, Jean Noerdinger, Claus Cito und Auguste Trémont angehörte. Rabinger, der sich mit seinen zahlreichen Darstellungen der Escher Industrieanlagen als „Maler der Terres Rouges“ einen Namen machte, wurde von der Regierung damit beauftragt, ein monumentales Gemälde für den luxemburgischen Pavillon bei der Pariser Weltausstellung von 1937 anzufertigen (wo auch Picassos *Guernica* zu sehen war). Bis 1965 schmückte das sechs mal vier Meter große Gemälde die Eingangshalle des Escher Lycée de Garçons (LGE), bevor es abgenommen wurde und hinter der Bühne im Festsaal verschwand. Wiederentdeckt wurde es erst 1990, als es für die Ausstellung *Männer vu Stol an Eisen* in der Abtei Neimënster restauriert wurde, eine der wenigen Ausstellungen, die sich bislang mit der künstlerischen Darstellung der Stahl- und Eisenindustrie beschäftigten. Seit 1996 hängt das Bild wieder in der Kantine des LGE. Größere Kapitel widmet Antoinette Lorang auch dem Franzosen Alfred Renaudin, der vor allem die Hütte von Longwy abbildete, und dem von der Mosel stammenden Maler Jos Sünner, der sich dem Bergbau und der Schmelz in Differdingen verschrieb.

Als in der Nachkriegszeit – im Buch die „Trennte Glorieuses“ genannt – die Stahlindustrie einen Wiederaufschwung erlebte, wuchs das Interesse am Luxemburger Süden und an seiner Kunst. Sowohl Städte wie Esch/Alzette und Düdelingen, als auch die Industrieunternehmen begannen sich für die Künstler zu interessieren, stellten ihnen Ausstellungsräume zur Verfügung und unterstützten sie finanziell. Vielleicht hat dieses Mäzenatentum mit dazu beigetragen,

dass sich in der Folge eine ganze Reihe von Künstlern mit den Schmelzen und Industrielandschaften auseinandersetzten. Von dem gebürtigen Rümelingen Foni Thissen finden sich in *Paysages du Fer* mehrere realistische Abbildungen, insbesondere seiner Heimatstadt. Der gelernte Elektrotechniker Jean-Pierre Thilmany tauchte die Hütten und Städte der Minettregion in ein düsteres Licht. Der Maler Emile Kirscht, einer der wenigen Arbeiter, die auch künstlerisch tätig waren, blickte vorwiegend auf das Kayltal und ließ sich dabei von Cézanne, Matisse, Picasso und Klee inspirieren. Antoinette Lorang spannt den Bogen bis zu zeitgenössischen Künstlern wie Jean-Marie Biver, Moritz Ney, Roberto Viola, Fernand Bertemes Marc Soisson, Giuseppe Licari und Serge Ecker, in deren Werken die Mitte der 1970-er Jahre einsetzende Deindustrialisierung und die Transformation der Industrielandschaften zur Geltung kommen.

Damit schafft sie den Übergang zum dritten Teil des Buchs, in dem der Architekt Jean Goedert sich dem Umgang mit den Industrieanlagen, der Neunutzung der Brachen und der Rückeroberung der Tagebaugelände durch die „Natur“ widmet. Außer in Belval, wo zwei von ihnen als glänzende Denkmäler erhalten blieben, wurden fast sämtliche Hochöfen in Luxemburg und der französischen Grenzregion abgebaut, viele Kühltürme wurden gesprengt, Industriehallen abgerissen. Einige Hallen und Bauwerke (zum Beispiel Wassertürme) wurden jedoch konserviert, manchmal nach längeren Auseinandersetzungen zwischen Arcelor-Mittal, Staat, Gemeinden und Bauherren einerseits sowie Industriekulturexpert/innen und Denkmalschützer/innen andererseits. Institutionen wie der Minett Park im Fonds-de-Gras, das Musée des Mines in Rümelingen oder das Centre de documentation des migrations humaines in Düdelingen wurden schon recht früh geschaffen und zu archivischen und touristischen Zwecken genutzt. In Differdingen wurden später das Kreativzentrum 1535° und das Science Center in ehemaligen Industriehallen eingerichtet. Nicht zuletzt wurden vor drei Jahren die Tagebaugelände in der Mi-

Das Herzstück des Buchs ist allein schon wegen seiner Länge das von Antoinette Lorang verfasste Kapitel über die künstlerische Repräsentation der Minett-Region

nett-Region als Unesco-Biosphere gleichzeitig geschützt und für den Tourismus erschlossen. Damit kamen Bestrebungen zum Abschluss, mit denen Denkmalschützer und Naturfreunde rund um den grünen Politiker Robert Garcia schon vor über 25 Jahren begonnen hatten.

Insbesondere in Esch/Alzette fielen jedoch viele Bauwerke (Ronn Bréck, Centrale thermique, Keeseminnen der Brasseur-Schmelz) trotz des Widerstands aus der Zivilgesellschaft dem Bagger zum Opfer. Jean Goedert, ehrenamtliches Verwaltungsratsmitglied des Centre national de la culture industrielle (CNCI), illustriert seine sachkundigen Ausführungen mit zahlreichen Bildern und Computersimulationen von Projekten, die noch gebaut werden sollen, aber auch von solchen, die nie umgesetzt wurden. Eines der spektakulärsten wäre wohl die Cité de la Culture et de la Jeunesse geworden, die der Investor Pascal Zimmer und die Architektin Tatiana Fabeck zusammen mit der Stadt Esch in der 40 Meter hohen Centrale thermique auf dem *Crassier* Terre Rouge in unmittelbarer Nähe des Stadtzentrums einrichten wollten. Daneben sollte ein Naherholungsgebiet mit einem großen See angelegt werden, mit dem die Escher LSAP sogar in Wahlbroschüren warb. Weil die Firma Cloos die Schlacke auf der ehemaligen Halde im Besitz von Arcelor-Mittal

aber noch vollständig abbauen und zu Schotter verarbeiten wollte und es auch an finanzieller Unterstützung fehlte, wurde das Projekt verworfen und die Zentrale vor sechs Jahren von Arcelor-Mittal abgerissen. Während auf der benachbarten *Lentille* der Investor Eric Lux ein ökologisch ausgerichtetes Viertel baut, werden für die Schlackenhalde der 1977 geschlossenen Brasseurschmelz schon seit 20 Jahren Pläne für eine grenzüberschreitende Neunutzung geschmiedet, wie Jean Goedert in seinem Beitrag nachzeichnet. Zuletzt wollte der vorige Landesplanungsminister Claude Turmes (Grüne) mit der französischen Regierung und in Zusammenarbeit mit einem Team um den belgischen Architekturprofessor Peter Swinnen mit einer Internationalen Bauausstellung (IBA) auf dem *Crassier* den Grundstein für die Entwicklung einer grenzüberschreitenden Metropole und eines Naturparks legen (*d'Land*, 28.5.2021), doch das Projekt kam bislang nicht über eine Absichtserklärung hinaus. Laut Jean Goedert konnte das in der *mission de préfiguration* ausgearbeitete Modell nicht alle Partner überzeugen, sodass die IBA nun gestorben sein dürfte.

Erfolgreicher war die Entwicklung der Industriebrache auf Belval durch die staatlich-private Gesellschaft Agora, die auch für die Transformation der Metzschmelz zwischen Esch und Schifflingen in ein nachhaltiges und weitgehend autofreies Stadtviertel zuständig ist. Beiden Projekten widmet Jean Goedert viel Platz in dem Buch. Im Falle des in der öffentlichen Diskussion nicht unumstrittenen Viertels Belval verzichtet er jedoch größtenteils auf eine allzu kritische Auseinandersetzung, was vielleicht auch daran liegt, dass im Verwaltungsrat der nicht zuletzt mit ihren *Mutations*-Heften einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Industriegeschichte leistenden Fondation Bassin Minier, die das Buch mitfinanziert hat, mit Jean-Claude Juncker, François Biltgen (beide CSV), Alex Bodry (LSAP) und Pierre Gramegna (DP) mehrere Ex-Minister sitzen, die maßgeblich an der Neugestaltung von Belval beteiligt waren. Am Rande angesprochen werden jedoch die Auseinandersetzungen zwischen Fonds Belval (für den Antoinette Lorang lange

Jos. Sünner, Differdange, 1928, huile sur toile.
© Collection de la Ville de Differdange





Emile Kirscht, Pont à Rumelange, n. d., gouache.
© Collection du Musée National d'Archéologie,
d'Histoire et d'Art

Jahre als Kommunikations- und Kulturbeauftragte tätig war) und der Amicale des Hauts Fourneaux A et B um die Hochofenterrasse und die noch immer ungewisse Zukunft der Gebläsehalle, deren Erhalt und Neunutzung vor einigen Jahren über die Grenzen der Minett-Region hinaus zu einem Politikum geworden war. Die Entscheidung, ob die Halle nun tatsächlich vom CNCI für Ausstellungen und Veranstaltungen genutzt werden kann, wie bis vor drei Jahren noch von der vorigen Kulturministerin Sam Tanson (Grüne) angedacht, obliegt wohl nun ihrem Nachfolger Eric Thill (DP). Die Resultate eines vor zwei Jahren von Tanson lancierten Ideenwettbewerbs wurden bislang nicht vorgestellt.

Wenn man den Autor/innen von *Paysages du Fer* etwas vorwerfen kann, dann, dass sie sich zu sehr auf Technik, Anlagen und die „Landschaft“ fokussiert haben, ohne den Menschen ausreichend Beachtung zu schenken, die diese Landschaft bearbeitet, manipuliert und letztendlich gestaltet haben. Bilder von Menschen – viele von ihnen waren Einwanderer –, die im Tagebau oder in den Schmelzen gearbeitet haben, kommen in dem Buch nur selten vor. Das liegt wohl in erster Linie an der Beschränkung auf die Malerei, die sich vor allem mit der Transformation der Natur und der Entstehung des urbanen Raums auseinandergesetzt zu haben scheint. Darstellungen von Arbeiter/innen

und Schmelzherren sind wohl eher als Skulpturen und Fotografien erhalten, auch wenn etwa Émile Mayrisch sich und seine Tochter Andrée („Schnouky“) von dem bedeutenden flämischen Maler Théo Van Rysselberghe porträtieren ließ. Auf (partei-)politische Auseinandersetzungen und die jahrzehntelangen Arbeitskämpfe zwischen Gewerkschaften, Regierungen und Stahlunternehmen, die erst schrittweise zu Verbesserungen der Arbeitsbedingungen und ordentlichen Löhnen in der Eisen- und Stahlindustrie geführt haben, geht das Buch nicht ein. Auch sie haben die *Paysages du Fer* auf beiden Seiten der luxemburgisch-französischen Grenze entscheidend mitgeprägt, indem sie

arbeitsrechtliche und soziale Standards setzten, von denen auch andere Wirtschaftszweige bis heute profitieren. Ohne sie wäre die Industrialisierung ein „véritable cadeau de la nature“ für Privilegierte geblieben.

Vielleicht erinnern aber heute vor allem daran die Bilder der von Industrie geprägten Landschaften mit ihren zerklüfteten Hängen, monumentalen Bauten und umweltverschmutzenden Anlagen, die nach der Ölkrise von 1973, dem Aufkommen der Ökobewegung und dem Übergang in eine neoliberale, finanzorientierte Dienstleistungsgesellschaft ihren Zweck, ihre Legitimität und teilweise auch ihre sozialhistorische Bedeutung verloren. ●

T
I
C
K
E
R

82,7 Jahre

Eurostat veröffentlichte zum Ende des Jahres die Hitparaden der Statistiken, die am meisten Aufmerksamkeit auf sich zogen. Auf Platz vier landete ein Vergleich der unterschiedlichen

Fertilitätsraten. Der zuletzt ermittelte Durchschnitt bezieht sich auf das Jahr 2021 und beträgt für die gesamte EU 1,53 Kinder pro Frau. Mit 1,38 liegt Luxemburg unter dem EU-Durchschnitt. Am kindermuffeligsten sind Malta, Italien und Portugal. In Frankreich und Tschechien hingegen werden fast zwei Kinder pro Frau gezählt. Auf Interesse stieß auch die Statistik über Schokolade-Exportnationen. Hierbei fällt auf, dass nicht die Länder vorn liegen, die für Qualitätsschokolade bekannt sind, sondern Deutschland (680 000 Tonnen), die Niederlande

(322 000 Tonnen) und Polen (295 000 Tonnen). Auf Platz zwei der am meistgeclickten Statistiken ist die zu den Erwerbstätigen im Alter von 20 bis 64 Jahren im Jahr 2022. Die höchste Beschäftigungsquote weist die Niederlande mit fast 83 Prozent auf, gefolgt von Schweden, Estland und der Tschechischen Republik. Mit 74,8 Prozent platziert sich Luxemburg im EU-Mittelfeld. Am niedrigsten ist die Beschäftigungsquote in Griechenland (66,3 Prozent) und Italien (64,8 Prozent). Die am häufigsten angeklickte Statistik erfasst die Lebenserwartung. Derzeit liegt der EU-Schnitt

bei fast 83 Jahren für Frauen und knapp über 77 für Männer. In der EU wurden erhebliche regionale Unterschiede auch innerhalb bestimmter Nationen festgestellt. Die EU-Region mit der höchsten Lebenserwartung war Madrid (85,4 Jahre), gefolgt von Navarra (84,8 Jahre) und der finnischen Region der Åland-Inseln (84,6 Jahre). Wer 2021 im Großherzogtum geboren wurde, hat laut Eurostat eine Lebenserwartung von 82,7 Jahren. In Rumänien und Bulgarien hat man hingegen teilweise zehn Jahre weniger auf dem Lebenserwartungskonto. SM

Überall USB-C

Beeindruckend viele Vorgaben stehen im Gesetzentwurf des Wirtschaftsministeriums, der die EU-Richtlinie umsetzen soll, die unionsweit USB-C-Anschlüsse zum Laden elektronischer Apparate zur Pflicht macht. Die Normen reichen vom maximalen Ladestrom bis hin zu den Abmessungen der Piktogramme und ihrer Beschriftung auf den Geräten, die künftig per USB-C geladen werden sollen. Doch so geht das, wenn Binnenmarkt-Regeln durchgesetzt werden. Später

werden sie oft weltweit Standard, weil die EU ein starker Handelsblock ist. Zum 28. Dezember 2024 wird USB-C für zwölf Gerätetypen zur Norm: von Mobiltelefonen und Tablets über Spielkonsolen bis hin zu Navis. Ab 28. April 2026 gilt das auch für Laptops. Derweilen liegt der Gesetzentwurf noch im parlamentarischen Ausschuss. Der Avis des Staatsrats fiel am 5. Dezember und enthält keine „opposition formelle“. ^{PF}

Frank has left the building

III France Clarinval

Quand il a pris sa retraite en 2015, quittant les Théâtres de la Ville de Luxembourg où il était entré en 2001, Frank Feitler avait donné ce titre à son départ : *Frank has left the building*, référence à Elvis Presley qu'il avouait aimer « comme rockeur et comme crooner, en assumant le côté kitsch ». Déjà à ce moment-là, Feitler trouvait que les éloges qui accompagnaient son départ en retraite ressemblaient à une nécrologie et il n'aimait pas cela. Parce qu'il n'était pas du genre à mettre son égo en avant et se considérait comme un « joueur d'équipe ». Quand, en 2021, il recevait le premier Nationalen Theaterpräis, une longue partie de son discours consistait à énumérer la liste des personnes avec lesquelles il avait travaillé et « sans lesquelles le rideau ne se lève pas sur les acteurs, danseurs et chanteurs qui, eux, sont applaudis ».

Humilité et modestie n'empêchent pas ce constat : Frank Feitler a marqué le théâtre luxembourgeois comme peu d'autres. D'abord comme représentant d'une génération de bâtisseurs qui ont façonné la scène, avec Marc Olinger, Tun Deutsch, Philippe Noesen ou Frank Hoffmann. Ensuite grâce à ses liens internationaux et son réseau à travers lesquels il a fait venir de grands noms de la danse, de l'opéra ou du théâtre à Luxembourg. Il a ainsi doté les Théâtres de la Ville d'une réputation de grande qualité auprès des autres maisons avec lesquelles les pièces étaient coproduites, dans le chef des artistes qui y ont été accueillis et pour le public qui lui doit des découvertes et des émotions inoubliables. Il a offert à des milliers de spectateurs des productions audacieuses et des expériences bouleversantes parfois.

Les réussites qui ont marqué le Grand Théâtre sont finalement le résultat de rencontres, de travail, de réflexions, de discussions, de créations dont chaque étape a été constitutive de l'homme qu'il fut. « Né en 1950, Frank passe sa jeunesse à Berdorf et à Echternach, puis déménage à Esch-sur-Alzette, où il s'approprie non seulement une culture cinématographique [...], mais se socialise aussi à gauche, voire à l'extrême-gauche », rappelle Josée Hansen dans le portait qu'elle lui consacre dans *Piccolo Teatro* (2018). Il a étudié la germanique et la philosophie aux « Cours universitaires » de Luxembourg et à l'université de Heidelberg. Entre 1974 et 1984, il a enseigné l'allemand et la philosophie au Lycée classique d'Echternach, une expérience qu'il est heureux de quitter : « Si j'étais resté dans l'enseignement durant trente autres années, je crois que j'aurais fini alcoolique ou râleur frustré », ironise-t-il dans une interview au *Wort* en 2015.

Parallèlement, Frank Feitler vit ses premiers succès au Kasemattentheater. L'adaptation dramaturgique de *Bremer Freiheit* de Rainer Werner Fassbinder (1981) et surtout le fragment de Schiller *Demetrius* (1983) lui ouvrent les premières portes et signent les premières rencontres et amitiés durables dans le domaine. Il seconde le metteur en scène Frank Hoffmann dans la conception de ces pièces en tant que dramaturge (lors de la remise du Nationalen Theaterpräis, il parle d'une « longue, intensive et tumultueuse amitié »). La pièce jouée par Steve Karier se voit inscrite au programme des Schillertage de Mannheim en 1983, puis est adaptée pour le Théâtre de Bâle. « J'avais à peine 23 ans et j'ai eu un contrat de débutant à Bâle. Frank y est arrivé comme dramaturge et a été engagé aussi. On habitait ensemble au début. On est devenus très amis, très proches », relate le comédien au *Land*. La fonction de dramaturge se développe désormais dans le théâtre francophone, mais elle était déjà essentielle dans l'univers germanophone. Cette personne accompagne la production théâtrale au fur et à mesure des répétitions et guide la programmation de la saison à travers des choix de textes

Frank Feitler
au Grand
Théâtre
en 2014

Patrick Galtais

Feuilleton

Frank Feitler est décédé le 21 décembre. Celui qui a contribué à écrire l’histoire du théâtre au Luxembourg laisse le souvenir d’un homme engagé, à l’écoute des autres et plébiscitant le travail d’équipe

pertinents par rapport à la position du théâtre et à sa troupe. « Je peux dire que Frank est le meilleur des dramaturges que j’ai connu. Il comprend les textes, pas seulement de façon intellectuelle, mais avec un instinct. Il voit ce qui se passe sur scène et il sent les artistes. En quelques mots, il peut débloquent des impasses dans lesquelles se trouvent les comédiens », ajoute Steve Karier. Il considère que cet accompagnement est le « mètre étalon » du métier.

C’est aussi à cette époque qu’à lieu la rencontre déterminante avec Heiner Müller. L’épisode est raconté dans *Piccolo Teatro* : Lors de la remise du Georg-Büchner-Preis de 1985 au grand auteur dramatique, il intime Frank Feitler de rester auprès de lui, estimant qu’il comprend ses textes mieux que personne. Des années de collaboration et d’amitié lieront les deux hommes. En 1989, Frank Feitler prend le poste de dramaturge au Deutsches Schauspielhaus de Hambourg, sous la direction de Peter Zadek, la plus grande scène allemande. Il n’y restera qu’une saison, appelé au Luxembourg pour raisons personnelles.

Pendant ces années, Frank Feitler a forgé sa manière de considérer le théâtre : un lieu d’expérimentation et de rencontre sociales, un lieu où les idées deviennent visibles et doivent trouver leur forme esthétique appropriée. Pas dans l’esbroufe ou la gesticulation, pas dans des scénographies complexes ou tape-à-l’œil, mais dans l’intelligence du jeu et la compréhension du texte. Pour lui, il était évident que le contenu devait primer sur l’effet. « Par un geste, une phrase, un moment, on provoque des émotions chez les gens qu’ils n’avaient pas ressenties depuis longtemps ou qu’ils ne savaient pas pouvoir ressentir. Ce sont des instants magiques quand tout est vrai, quand tout a une qualité. C’est ça qui est important », énonçait-il en 2021, en recevant le prix pour l’ensemble de sa carrière.

En 1990, donc, le dramaturge revient au Luxembourg et travaille en tant qu’indépendant dans le milieu du cinéma, encore balbutiant (le Fonds de soutien à la production audiovisuelle est créé justement cette année-là). Avec Paul Kieffer et Frank Hoffmann, il adapte le roman *Schacko Klak* de Roger Manderscheid, un des premiers jalons du cinéma autochtone. Avec Andy Bausch, il a produit des courts, des téléfilms et des longs-métrages, *Struppi und Wolf* (1992) et *Three Shake-a-Leg Steps to heaven* (1993). Il est proche de la bande de Samsa Film, avec ses bureaux rue de Nassau. « Frank arrivait généralement en premier, le matin, à pied. Installé au dernier étage, pour plus de tranquillité il se mettait à écrire des scénarios. [...] Il n’était pas rare de l’entendre s’affairer en cuisine. La grande table, des spaghettis, une bouteille de rouge, ou deux », se souvient le producteur Claude Waringo. Ils collaborent notamment sur le film *Black Dju* de Pol Cruchten dont Feitler est le scénariste. Cela donne d’autres bribes de souvenirs : « Repérages au Cap-Vert : Quelques heures sur un pick-up sous un soleil brûlant. Les plats de requin. L’ambassadeur belge, debout sur une table qui annonce la mort du roi... ». Ce sont aussi des années d’apprentissage et de tâtonnements avec « plus de questions que de réponses » qui signent la « fin d’une époque de totale insouciance ». Toujours les mots de Waringo : « La boîte ne va pas bien. Il y a des décisions à prendre, humainement déchirantes. Frank s’échappe pour sa plus belle aventure, de retour au théâtre. » Frank Feitler est pourtant resté proche du cinéma. En 1996, il a fondé avec Tarak Ben Amar, Pol Cruchten et Jeanne Geiben la société de production Red Lion. Et après sa retraite des Théâtres de la Ville, il travaille aux côtés d’Andy Bausch pour les scénarios de *Rusty Boys* et de *Little Duke*.

« Frank partageait tout : son savoir, son expérience, son réseau, ses connaissances, ses valeurs, sa confiance. Il m’a fait grandir. »

Tom Leick-Burns, directeur des Théâtres de la Ville de Luxembourg

En 1999, le Grand Théâtre que l’on nommait encore « Théâtre du millénaire » ferme pour rénovation, agrandissement, mise aux normes techniques et de sécurité. Son directeur de l’époque, Jeannot Comes, n’aura pas le temps de suivre le chantier : il meurt en 2000. Échevine de la culture à l’époque, Colette Flesch (DP) suggère à Frank Feitler de se porter candidat. Ce qu’il accepte : « J’ai senti qu’il y avait une volonté politique de donner à ce théâtre les moyens nécessaires pour réussir. De plus, nous avions la même vision d’avenir pour cette maison : en faire la maison de théâtre d’une capitale européenne », lit-on dans une ancienne interview au *Quotidien*. Nommé en 2001, le directeur mettra à profit le temps des travaux. Il adapte le programme de construction, en transformant par exemple le Studio en une salle flexible et modulable qui permettra des créations débridées et audacieuses. Il constitue aussi une équipe solide avec notamment Gaby Stehres, son assistante qui a su si bien accueillir les artistes, et Anne Legill qui travaille à la programmation et aux relations publiques. Mais surtout, pendant ces deux années, il sillonne l’Europe pour réactiver ses réseaux, aller voir des productions, convaincre des maisons et des compagnies étrangères de collaborer avec Luxembourg.

Et ça marche ! Dès la première saison en 2003, le programme comprend des pointures internationales comme Anne Teresa de Keersmaeker, Robyn Orlin, Christoph Marthaler, Peter Brook ou Macha Makeïeff. L’ouverture le 11 octobre 2003 avec l’opéra baroque *La Calisto* de Francesco Cavalli dans une scénographie de Herbert Wernicke produite par La Monnaie de Bruxelles annonçait la place qu’allaient prendre les productions lyriques dans l’agenda. Tout comme la contemporaine, et bien sûr le théâtre, l’opéra fut une des disciplines qui ont assuré la renommée du Grand Théâtre. Sous la direction de Frank Feitler, Luxembourg est devenu une adresse de choix pour de grandes maisons comme le Münchener Kammerspiele, le Thalia de Hambourg, le Théâtre de la Ville de Paris, la Ruhrtriennale, Sadler’s Wells de Londres, les festival d’Aix ou d’Orange... Les spectateurs, plus jeunes et plus diversifiés qu’auparavant, y trouvent bien évidemment leur compte non seulement par la qualité de l’offre mais aussi pas une politique tarifaire très avan-

tageuse. Le public peut aussi se construire une culture et suivre l’évolution des artistes. La constance et la fidélité que le directeur affiche envers les créateurs leur permettent de revenir régulièrement montrer leurs productions.

Au fil des années, les Théâtres de la Ville deviennent des coproducteurs recherchés, non seulement pour les moyens financiers mis en œuvre (un aspect non négligeable), mais pour la qualité de ses infrastructures et de son accueil. L’hospitalité et la générosité font en effet partie des aspects régulièrement cités par les artistes et les collaborateurs. La soupe traditionnelle servie les soirs de première pour que toutes les personnes impliquées dans une production puissent célébrer ensemble en est un symbole. Les stars comme Juliette Binoche, les grands noms comme Akram Khan, les acteurs et danseurs de tous horizons, les techniciens, quelques spectateurs fidèles et journalistes invités, se retrouvaient un bol de soupe dans une la main, une bière dans l’autre, abolissant ainsi les frontières et les distances. Tom Leick-Burns, qui a succédé à Feitler comme directeur en 2015, a gardé cette tradition. « À un moment, on a pensé remplacer la soupe. Mais c’était impossible. La convivialité que Frank a instaurée avec ces moments reste irremplaçable », nous raconte-t-il. Le directeur a maintenu aussi l’esprit d’ouverture, de proximité, de simplicité et d’humour qui caractérisait son prédécesseur. Il souligne son intelligence d’analyse, son talent d’écoute et sa perspicacité. « Je retiendrai surtout sa générosité. Il partageait tout, son savoir, son expérience, son réseau, ses connaissances, ses valeurs, sa confiance. Nous avons tous appris beaucoup de lui. Il m’a fait grandir, m’a enrichi. C’est un héritage précieux »

Pour les créateurs luxembourgeois l’influence de Frank Feitler fut aussi précieuse. Il leur a offert des conditions de travail d’un niveau professionnel qui était encore rare à l’époque et les a poussés à s’ouvrir à l’international. Ainsi, il ne voulait jamais être producteur exclusif et insistait pour qu’ils trouvent des moyens auprès de coproducteurs, de préférence à l’étranger. Ce qui n’empêchait pas de commander des pièces à des compositeurs, des metteurs en scène, des auteurs ou des chorégraphes du cru, ni surtout d’inviter des directeurs de théâtre internationaux aux premières, afin de leur montrer le travail. Il réussissait aussi à placer des comédiens luxembourgeois dans les castings de coproductions internationales.

Après sa retraite, outre un retour vers le travail de scénariste, Feitler est aussi revenu à la mise en scène. En 2016, il monte *En Tiger am Rousegärtchen*, un texte de Marc Limpach sur l’OPA de Mittal sur Arcelor et en révèle les aspects les plus piquants et humoristiques, critiquant le chauvinisme luxembourgeois. L’année suivante, il s’attaque au monumental *Lenz* de Büchner où il met en scène Luc Feit qui joue « avec un engagement physique total » (Claude Reiles, *Land* 17.11.2017). Et puis, en 2021, également au TNL, il réitère une mise en scène d’un monologue, avec *Le Testament de Marie* où Valérie Bodson joue Marie de Nazareth. Une manière, nous dit la comédienne, de « régler ses comptes avec la religion. » Elle témoigne : « Il m’appelait l’emmerdeuse ! C’est un homme avec qui il était facile de s’engueuler, mes plus belles engueulades qui nous ont tant appris... Quelles têtes de mule... Frank et moi parlions peu de théâtre, on jouait à la pétanque. [...] Il m’a offert quelques beaux rôles presque de force. Car il voulait que je bosse malgré la distance que j’avais prise face à ce milieu lors décès de mon ‘Papa du théâtre’, Marc Olinger. »

Désormais, pour beaucoup, la soupe n’aura plus tout à fait le même goût. ●

AU CENTRE POMPIDOU-METZ

Le gai ça-voir lacanien

IIII Lucien Kayser

Plus de 120 artistes, leurs œuvres jalonnant le parcours des principales notions de l’enseignement du psychanalyste

Avant même de franchir le seuil du bâtiment de Shigeru Ban, le visiteur se trouve face à deux images qui lui seront utiles dans l'exposition *Quand l'art rencontre la psychanalyse*, hommage à Jacques Lacan plus de quarante ans après sa mort. L'une d'elles, sur une affiche, montre Narcisse, agenouillé, plié en deux, dans le plus pur clair-obscur du Caravage, contemplant son reflet qui apparaît à la surface de l'eau ; la mythologie veut que le jeune homme en tombe amoureux au point d'en mourir. L'autre, dans une dimension monumentale, sur la façade du Centre, a toujours partie liée au miroir, Magritte l'a qualifié de faux en l'occurrence : un œil humain grand ouvert, une pupille noire, autour un ciel bleu parsemé de nuages.

À l'entrée de l'exposition, le visiteur est confronté directement à la personne et à la voix de Jacques

Lacan. Et s'il prend son temps, une foule de documents permettront de retracer sa vie, son œuvre, ses relations surtout avec tels artistes, telles figures intellectuelles du vingtième siècle. Il s'arrêtera là où son propre intérêt le lui dictera, ou la surprise de l'épisode, quand Jean Paulhan par exemple lui annonce le refus d'un texte par la Nouvelle Revue Française. Ailleurs, c'est Louis Althusser qui lui apprend heureusement que la salle Dussane, à Normale Sup, rue d'Ulm, sera mise à sa disposition pour son séminaire, nous sommes en 1964, au moment où Lacan quitte la Société française de psychanalyse pour fonder l'École freudienne de Paris.

Riche, très riche documentation où tout un chacun ira à sa guise. Dense, très dense exposition, répartie en une bonne douzaine de stations où le

visiteur aura à procéder à son propre tissage, des positions de Lacan, des propositions des artistes, pour reprendre un peu ce qui va clôturer presque l'exposition, les nœuds et tressages de François Rouan. Pour cet artiste, Lacan a écrit un texte, comme il a l'avait fait pour Marguerite Duras, l'écrivaine, son *Ravissement de Lol V. Stein*, d'où est extrait le titre de l'exposition, disant que l'artiste précède, que c'est lui qui fraie la voie.

Dans sa démarche et son intention de mettre en ordre les données de l'exposition, le visiteur se souviendra de nos deux premières images. Au commencement de l'enseignement de Lacan, on mettra la théorie du stade du miroir, cette expérience primordiale pour le développement psychique de l'enfant, et contrairement à ce qui se passe pour Narcisse, constitutive de son identité.

Dira-t-on que les artistes ne s'y sont pas trompés, notamment Bertrand Lavier, malgré un miroir opaque, et Magritte intervenant autrement, avec cet œil qui nous regarde, établissant une relation quasi bidirectionnelle entre l'œuvre et notre regard.

Tant d'œuvres dans l'exposition nous font nous arrêter pour l'une ou l'autre raisons, tant de fois nous en subissons l'attraction, voire le charme, au sens le plus fort. Il est de la jouissance dans notre commerce avec l'art, avec les œuvres, et ajoutons avec Lacan qu'elle est de type féminin, jouissance éprouvée dans le corps, dans le réel et dans l'imaginaire. Anselm Kiefer nous donne à voir des images d'extase, Lacan dans un de ses séminaires a commenté *la Transverbération de sainte Thérèse* du Bernin. C'est notre regard qui le veut ainsi, l'œuvre, elle, en sens contraire, nous interroge, nous interpelle. L'exposition n'en comporte pas d'autres, toutes elles sont en forte connivence avec la pensée de Lacan, et au-delà, au fil des notions, nous placent face à nous-mêmes, il a déjà été question de l'identité, ajoutons-y le genre, la sexualité, on citerait volontiers tels proverbes de la collection d'Annette Messenger, et tout ce qui s'y rapporte, en découle.

Il n'était pas imaginable que cette exposition se fasse sans le tableau de Gustave Courbet, *l'Origine du monde*, le sexe féminin en gros plan, vulve et torse d'une femme allongée et rien d'autre. D'autant plus que l'œuvre peinte pour un diplomate turc au milieu du 19^e siècle a appartenu à Jacques Lacan à partir de 1955, avant de se retrouver au musée d'Orsay, et à Metz maintenant, jusqu'au 27 mai. Lacan lui avait demandé un voile, un cache, panneau de bois coulissant, jeu de masquer et de révéler *l'Origine*. D'autres artistes s'y sont confronté(e)s, artistes femmes pour la plupart, plus radicalement souvent. Ainsi, Valie Export, qui dans une action réalisée à Munich en 1969, le sexe apparent, une mitraillette entre les mains, poussait à la « Genitalpanik », ou Deborah De Robertis, présente dans l'exposition avec une photographie de son intervention au musée d'Orsay, opposant à l'image de Courbet sa présence réelle, jambes écartées, ce qui a fait dire à la philosophe Geneviève Fraisse à son propos, qu'elle est « un corps regardant ». Boucle bouclée, pour conclure. ●



Les répliques à Courbet de la part de Valie Export et de Deborah De Robertis



T
A
B
L
O

CARNET NOIR

Katja Reinert Alexis

Le cinéma luxembourgeois n'est pas seulement endeuillé par la mort de Frank Feitler. Le Film Fund a annoncé samedi le décès de la maquilleuse professionnelle,

Katja Reinert Alexis. « Elle nous a quittés abruptement. Katja pratiquait son métier avec passion et dévouement dans divers domaines, notamment sur les plateaux de cinéma. » La maquilleuse avait trente ans d'expérience dans le milieu, ayant accompagné les débuts du cinéma luxembourgeois. On trouve en effet déjà son nom à l'affiche de *Hochzäitsnuecht* de Pol Cruchten en 1993. Elle aura contribué à un nombre impressionnant de productions nationales et internationales (depuis *An American Werewolf in Paris*, *Shadow of a Vampire*, *George and the Dragon*, *Irina Palm*, *Comme t'y es belle*, aux plus

récents *Deux* ou *Lost Transport*). Au moment de son décès inopiné, Katja Reinert Alexis était au Portugal en préparation du tournage du film *Projecto Global* d'Ivo Marques Ferreira, coproduit par Tarantula. FC

LITTÉRATURE

Résidence d'écriture

Pour donner de la visibilité à la littérature, la Kulturfabrik organise plusieurs événements au fil des mois : atelier d'écriture (avec Laure Roldàn, le 24 janvier), soirées

de lecture *Word in Progress* (pas encore de date en 2024) et *Lëtzebuurger Literatur(en)* (le 31 janvier avec six auteurs) ou Festival Textes sans frontières (qui vient de fêter ses vingt ans). Nouveauté cette année, la Maison des auteurs et autrices dramatiques (MAAD) est accueillie pour des résidences à Esch, de janvier à novembre. Proposé par le collectif transfrontalier Le Gueuloir, le projet est un incubateur de textes, une plateforme de rencontres visant à faire découvrir les « écritures scéniques actuelles ». Cette première saison est placée sous l'adage *Habiter la terre, Peupler le*

monde, Écrire le théâtre. Marie Provence est la première à se lancer. Elle travaillera du 8 au 20 janvier à la KuFa sur son texte *La Stupéfaction*. Le public est invité à découvrir chaque texte lors d'une sortie de résidence, la première sera le 19 janvier. FC

Retour au courrier

Belle idée que celle de Zoom éditions de proposer des livres au format carte postale. La nouvelle collection, « Post-Z-book » est prête à poster : on y colle un timbre, on y ajoute une adresse et le petit texte illustré fera un heureux par facteur

interposé. « Prendre une respiration dans la frénésie actuelle et de faire passer au destinataire un message qui reste et qui pourra être lu et relu », détaille l'éditeur. Pour l'instant, trois titres sont disponibles. *Der letzte Bus* de Jérôme Netgen (en allemand), *L'homme de la rivière* de Nathalie Ronvaux (en français) et *Wéi een de Korona-Klautjen an anert frecht Gedéiesch verjot* de Yorick Schmit (en luxembourgeois). Chaque fois vingt petites pages, pour à peine 15 000 caractères, de texte (nouvelle, poésie, essai, saynète) illustrées par Claudine Furlano (parfois avec d'autres). FC

Und überall Leere

IIII Anina Valle Thiele

Auf den eindrucksvollen Monolog *Escher Meedchen* folgt mit *Escher Bouf* kein ebenbürtiger Perspektivwechsel

Nach außen hin führt Gilles ein geregeltes Leben. Der Staatsbeamte ist verheiratet, hat mit seiner Frau zwei Kinder und führt eine gesicherte (klein-)bürgerliche Existenz. Doch mit den Jahren bröckelt die Fassade. Unverarbeitete Traumata sitzen bei ihm tief und treiben ihn um.

Auf der Bühne des Escher Theaters steht ein wütendes Nervenbündel, das Misere ausstrahlt. Gilles (Max Thommes) rauft sich die nicht vorhandenen Haare und tigert im Kreis wie in einem Käfig. Diesem männlichen Wutbündel will Frau tatsächlich nicht begegnen.

Auf das *Escher Meedchen*, das den Missbrauch in der Familie aus der Sicht der Betroffenen thematisierte, folgt fünf Jahre später der *Escher Bouf*, in dem die Autorin Mandy Thiery die Perspektive des Bruders Gilles und damit eines indirekt betroffenen Familienmitglieds beleuchtet. In diesem zweiten Teil, der laut Programm an die Tradition des Volkstheaters anknüpfe, steht ein männlicher Beteiligter, Opfer, aber auch irgendwie schuldiger Mitwisser, im Mittelpunkt; die Spätfolgen kämen zum Vorschein, wenn am eigenen Lebensmodell der Putz bröckele.

Die Zuschauer/innen blicken im Escher Theater in die Innenräume: ein Wohnzimmer, ein Büro oder eine Party-Gesellschaft. Wie schon beim „Meedchen“ ist auch beim „Bouf“ das wandelbare Bühnenbild (Peggy Wurth) gelungen, denn es spiegelt das Innenleben der Figuren wider, mändert zwischen schöner heiler Welt, Langeweile und glitzernder Party. Blickt man hinter die blinkende Fassade, erahnt man verwundete Gestalten.

Gilles diskutiert anfangs in Rage mit seiner Partnerin Monique und wirft ihr vor, im Leben drehe sich nicht alles nur um Sex. – Es hagelt gegenseitige Vorwürfe. Er wolle doch nur abspritzen und sei beziehungsunfähig, wirft ihm etwa seine Frau (Rahel Jankowski) vor. Seit Monaten hätten sie keinen Sex gehabt. Eine intakte Beziehung sieht in ihren Augen anders aus. Dabei scheint das ungleiche Paar überhaupt nicht zusammenzupassen. Der Freiheitsdrang der Künstlerin wird durch den Staatsbeamten Gilles erstickt. Oder ist es Gilles, der langsam an seinen nichtverarbeiteten Kindheitserlebnissen zu ersticken droht?

Dagegen wirken Gilles und seine Schwester Mona wie eine eingeschworene Gemeinschaft.

Noch ein Grund mehr, um den Argwohn seiner Frau zu wecken: „Du bass e Vull a deng Schwester eng hannerhälte Fotz“, wirft sie ihm vulgär an den Kopf. Zwischen allen Stühlen stellt sich die pubertierende Tochter Diane (Clara Hertz) Fragen, getrieben vom Drang, das Leben zu genießen. Die Rolle füllt Hertz offen, neugierig und naiv. – Sie erinnert in der Zeichnung etwas an die Figur, die sie vor Kurzem in Martin Crimps *La campagne* im Théâtre Ouvert Luxembourg darstellte, allerdings ist letzteres Bühnenstück eindrucksvoller.

Marc Baum gibt mitunter grotesk, doch witzig einen Freund von Gilles, einen schnöseligen Schwerenöter, der versucht, seinen Kumpel mit sexistischen Sprüchen



Max Thommes in der Rolle des Gilles

aufzuheitern. Eine Party soll helfen, Gilles zu zerstreuen und auf andere Gedanken zu bringen. Sie lockt glitzernd mit anonymen Gästen als mondäner Maskenball. Es ist der Höhepunkt dieses von Carole Lorang inszenierten kurzweiligen Stücks. Die Musik und eine Choreografie (Claudia Urhausen) von neun Statist/innen, darunter auch professionelle Tänzer wie Gianfranco Celestino, schaffen es für wenige Minuten, das Publikum anzustecken. – Ein kurzer, Laune machender Moment!

Doch Gilles selbst wirkt auf der Party verloren. Er stellt sich Fragen: „Ich hab mich doch immer an Regeln gehalten. – Bin ich nicht normal?“ Indes reißt sein Freund (Marc Baum), Pflaster in der Tasche, Stiefel mit Leopardmuster, fast die Tochter Diane auf. Man brauche immer einen Plan B, feixt er, während der Teenie sich übergibt.

Wenn sich Tochter Diane und Vater Gilles am Ende begegnen und sie der Gedanke beschleicht, dass sie vielleicht das Resultat einer inzestuösen, geschwisterlichen Ver-

bindung ist: „Den Escher Bouf mam Escher Meedchen?“, versendet das an sich vielversprechende Stück trotz dieser beklemmenden Perspektive in seichter Unterhaltung und fasert ohne ein richtiges Ende aus. Nach siebzig Minuten fällt der Vorhang abrupt, und als Zuschauer/in liest man auf einem Banner, das hierauf noch ein dritter Teil folgen werde.

Als Gilles Handy bimmelt und man die Stimme des Escher Meedchens (Brigitte Urhausen) hört, ist eine Verbindung zum ersten Teil geschaffen, den man ansonsten im zweiten Teil der Trilogie gänzlich misst. So ist der „Bouf“ kaum ohne den Kontext des „Meedchen“ zu verstehen, Gilles aggressive Verzweiflung wirkt nebulös.

Während die Einzel-Performance von Brigitte Urhausen aufrüttelt und die Zuschauerin berührt, ist die leicht schräge Inszenierung des *Escher Bouf* in Teilen überdreht mit wenig Tiefe. Die Figuren berühren nur in seltenen Momenten und lassen einen recht unbeteiligt zurück. ●

Expérience collective

IIII Godefroy Gordet

Dans le monde privilégié du cirque nouveau, celui qui s'exporte, se joue et exulte ailleurs que sous son propre chapiteau, il y a le Théâtre d'Un jour de Patrick Masset. Trente ans que ça dure et pourtant aucune ride en scène, pour que toujours vivent des spectacles scéniques aux fondements traditionnels, évidemment multigenres, de teneur contemporaine, un chouilla participatifs, comprenant une pincée d'audace, mais surtout une grande maîtrise dramaturgique. Là est la recette de *Reclaim*, spectacle ovationné partout, jusqu'aux Rotondes.

Dès lors que l'on invite le Théâtre d'Un jour, compagnie aux spectacles achetés par centaines de dates, on ne peut pas crier au « nouveau » cirque nouveau, c'est un fait. Et ce n'est pas l'objet de son directeur artistique l'auteur, dramaturge et metteur en scène Patrick Masset, qui depuis 1994 n'a de cesse que de proposer des objets spectaculaires de signature transdisciplinaire, façonnés ces dernières années par son obsession de mêler à la scène cirque et opéra. Patrick Masset et sa troupe l'avaient d'abord fait génialement avec *Strach, a fear song* – lauréat du Prix du meilleur Spectacle de Cirque en 2018 –, mettant

L'entrée en matière est exaltante au possible, sauvage. On frissonne et on rêve, on est ailleurs

en scène deux porteurs, une voltigeuse et une chanteuse lyrique, le voilà réitérer avec *Reclaim*. Ce dernier rassemblant une mezzo-soprano, deux violoncellistes et cinq artistes circassiens dans un magnifique partage avec le public. Ce nouveau spectacle du Théâtre d'Un jour allie ainsi sauvagerie, animalité, union collective et amour de son prochain.

C'est à la force d'une dramaturgie solidement ancré que Patrick Masset a construit *Reclaim*. Du chaos au structurel, un groupe se soumet d'abord à la voix d'une chanteuse lyrique pour finalement se découvrir tel un collectif fort et puissant. D'abord indompté, criant tels des animaux farouches, occupé à survivre, rapidement les membres du groupe vont se découvrir, se comprendre pour s'unir et ne former qu'un.e. De la thèse à l'antithèse pour finir en synthèse, la narration est assez premier degré, mais offre pourtant trois phases très distinctes dans la construction dramaturgique de chaque personnage, tout autant que dans la progression du récit, filant du bestial à l'humain, comme une naturelle transformation.

Tout débute dans le noir, par un tambour. Et puis, des Hommes, époumonés par leurs cris, font se rythmer une étrange cérémonie. Car d'abord, *Reclaim* tourne au rituel chamanique, là où hommes et femmes découvrent l'animal en eux et elles. Masque d'ossement, cranes portés tel des trophées ou mutations thérianthropiques, on ne sait quelle destination tout cela va prendre... Les interprètes se meuvent en bêtes, assoiffées, affamées, volant au public,

s'acharnant les uns contre les autres, sacrifiant l'une pour dresser l'autre en dominante, propulsée régente du plateau... L'entrée en matière est exaltante au possible, sauvage jusque dans la forme circassienne que cela revêt. On frissonne et on rêve, on est ailleurs.

Et puis, *Reclaim* se transforme en ode poétique, les animaux de cirque deviennent des interprètes à la beauté sans pareil, montrant au jour toute leur virtuosité, la musique change, le groupe s'écoute, se caresse, communique corporellement pour livrer des images mouvantes, dessinées par des corps acrobatiques nous faisant redevenir des gosses, yeux écarquillés, bouche semi ouverte, lançant des « hoooo », et des « haaaa » en cœur. La communion collective voulue par Patrick Masset est évidente en scène comme en salle et au terme c'est l'acclamation, le public se lève, siffle, applaudit, pour finir autour d'un pot de l'amitié servi sur scène, pour ainsi poursuivre la métaphore de cette eucharistie scénique. *Reclaim*, Prix Maeterlinck de la critique 2023 dans la catégorie « Meilleur spectacle de cirque », ne fait pas semblant d'être ce qu'il est : une fantasmagorique aventure spectaculaire vécue ensemble. ●



La tombe de Victor Bodson au cimetière du Limpertsberg

Sven Becker

Bodson, un Juste parmi les Nations ?

IIII Henri Wehenkel

En 1971, Yad Vashem décerna le titre le titre de Juste au socialiste Victor Bodson. Retour sur une enquête

Un Juste parmi les Nations est un non-juif qui a sauvé un juif au péril de sa vie. En 1971 un homme politique luxembourgeois a reçu ce titre prestigieux décerné par l'Institut commémoratif des martyrs et des héros Yad Vashem de Jérusalem. La consécration d'un héros luxembourgeois passa inaperçue au moment où elle eut lieu, il y a 53 ans. A-t-on voulu ne pas faire trop de publicité à un homme politique sulfureux qui avait beaucoup d'amis, mais aussi quelques détracteurs acharnés ? Ou ne savait-on pas au juste pour quels faits d'armes celui-ci avait mérité une telle distinction ? Entretemps, Internet et Wikipédia ont repris l'événement et l'ont diffusé à travers le monde.

« Victor Bodson, ancien ministre de la Justice et ancien président de la Chambre des députés luxembourgeois, a sauvé une centaine de juifs pendant la période de la Shoah. Bodson possédait une maison dans la Ville de Steinheim, près de la rivière Sûre, à la frontière entre le Luxembourg et l'Allemagne. Il mit en place un parcours d'évasion clandestin pour les juifs, installant à cette fin un dispositif spécial dans sa voiture. Les juifs devaient traverser la rivière Sûre et se

rendre chez lui à Steinheim. Là, ils troquaient leur tenue contre des vêtements secs, après quoi, Bodson en personne les escortait jusqu'à un abri sûr, préparé à l'avance par des amis. Bodson risqua sa vie au cours de ces activités clandestines. Victor Bodson fut reconnu comme Juste parmi les Nations par Yad Vashem, le 14 juillet 1971. »¹

Le texte de présentation affiché sur le site de Yad Vashem parle de la ville de Steinheim. Steinheim est un village de trente maisons et de 200 habitants, où tout le monde se connaît. Bodson n'avait pas de maison à Steinheim et il n'y possédait pas non plus de pavillon de chasse. La chasse appartenait au Dr. Gretsich d'Echternach. Dans une brochure publiée en 2004, on trouve le répertoire des trente maisons avec leurs propriétaires passés et présents.² Si Bodson, un homme connu depuis son élection en 1934, avait fait traverser la Sûre à cet endroit-là à une centaine de juifs, cela se serait su, au plus tard après la guerre.

Quels ont donc été les documents et les témoignages à la base de ce récit produit plus de trente ans après les faits ? Des copies

du dossier de Yad Vashem se trouvent dans une version plus ancienne aux Archives nationales et dans une version plus récente au Centre d'Histoire Contemporaine et Digitale (C2DH) de l'Université de Luxembourg. Il s'agit d'une quarantaine de pages, dont la moitié concernent le processus ayant conduit à la nomination de Bodson, huit lettres échangées entre Bruxelles, Luxembourg et Jérusalem, un témoignage et un document.

La procédure débuta en octobre 1969 par une lettre de Moshe Alon, ambassadeur d'Israël à Bruxelles, adressée à Dory Oppenheim, consul honoraire d'Israël à Luxembourg, « au sujet de l'attitude envers nos coreligionnaires et spécialement de l'État d'Israël » de Monsieur Victor Bodson. La lettre de M. Alon ne figure pas au dossier, mais elle est citée dans l'accusé de réception d'Oppenheim, daté du 31 octobre 1969.

Le 2 décembre 1969, Dory Oppenheim (à ne pas confondre avec Alfred Oppenheimer) fournit les renseignements suivants : « Je puis vous confirmer que Victor Bodson sauva du moins une centaine de juifs du péril du Nazisme. Ayant une maison à Steinheim du côté luxembourgeois de la frontière allemande il organisa un réel Service de passage clandestin en marquant un endroit peu profond de la Sûre où nos coreligionnaires traqués purent traverser la rivière pour se sécher ou changer de vêtements en sa demeure. Puis, cachant ces rescapés dans la malle arrière spécialement aménagée et munie d'aération de sa voiture Victor Bodson les conduisait lui-même au péril de sa propre sécurité vers un Réseau de Sauvetage belge organisé à l'aide d'amis. Ces faits peuvent être confirmés par MM. Jean Fohrmann et Antoine Krier entourant depuis toujours Victor Bodson et prenant modèle sur sa droiture et sa sympathie pour nous et l'État d'Israël. »

Cette version correspond à celle, postérieure, affichée sur le site de Yad Vashem, avec quelques détails en plus, concernant un gué à travers le fleuve, des trous d'aération percés dans le coffre de la voiture, l'existence d'un réseau de sauvetage belge, l'aide d'amis et le témoignage éventuel de Krier et de Fohrmann, présentés comme les assistants de Bodson.

L'institut Yad Vashem répondit le 28 janvier 1970 à la demande qui lui avait été transmise par le ministère des Affaires étrangères israélien. La lettre porte la signature de Donia Rosen, responsable du Département des Justes, une figure légendaire qui avait survécu à la Shoah en vivant dans la forêt. Mme Rosen admit les mérites éventuels de Bodson : « Toutefois il est de mon devoir d'attirer votre attention sur certaines règles, formelles pour notre Commission des Justes (...). Vous serait-il possible de nous indiquer quelques noms, avec les adresses actuellement valides, auxquels nous pourrions nous adresser et demander témoignage ? Peut-être, pourriez-vous en obtenir les données par M. Bodson lui-même. »

Quant à Fohrmann et Krier, ils ne pouvaient pas être considérés comme des victimes sauvées par Bodson : « Il me semble que ces Messieurs ne sont pas des témoins. » Leurs dépositions pourraient tout au plus compléter les témoignages de personnes d'origine juive sauvées et non se substituer à celles-ci. Ces témoignages devraient décrire « des actions de sauvetage, les lieux, les dates, l'effet produit par celle-ci, le danger encouru par M. Bodson ».

Toutes ces exigences s'avérèrent compliquées à réaliser. La décision de la commission était prévue pour février 1970, elle dut être ajournée, et pendant plus d'un an ce fut le silence. Les deux amis appelés à confirmer la véracité du récit de Bodson ne furent plus mentionnés par la suite. Leurs témoignages furent-ils écartés ou leurs auteurs refusèrent-ils de se prêter à un tel exercice ?

Les syndicalistes Krier, Fohrmann et Bieber ont fait le récit détaillé de leurs actions dans les années 1930, ceci dans des textes connus par ailleurs : Antoine Krier dans un livre paru en 1975, *Vor und nach dem 10. Mai*, Jean Fohrmann dans un typescript de 71 pages, rédigé vers 1970 et intitulé *Lebenserinnerungen*³ et Nic. Bieber dans un texte de cinq pages, adressé à la direction du Parti Ouvrier en février 1945 sous le titre *Zusammengedrängter Bericht von Nic Bieber über seine Tätigkeit gegen Nazismus und Faschismus*⁴. Les trois auteurs parlent de l'accueil des réfugiés politiques, d'actions de propagande antinazie le long de la Moselle et de voyages de reconnaissance sur la frontière lors de la « drôle de guerre ». Aucun des trois auteurs ne mentionne leur ami et collègue Victor Bodson.

Le consul honoraire d'Israël à Luxembourg mit quatorze mois à répondre à la demande d'informations supplémentaires. La lettre du 25 mars 1971 apporta une attestation « légalisée » de Jean Schneider-Sternberg, une personnalité respectée de la communauté juive. Dans cette lettre d'une demi-page M. Schneider exprimait en termes très généraux sa « très grande gratitude à Me Victor Bodson pour l'aide matérielle et morale qu'il nous a apportés pendant les années 1940-1945. » Cette

aide leur aurait été fournie pendant le séjour en zone libre, puis au moment de l’occupation de la zone libre et enfin pendant leur présence au Portugal. En guise de certification, la lettre portait le tampon du consul. Plutôt que d’un témoignage il s’agissait d’une lettre de remerciement.

Le consul fournit un deuxième document, un extrait du livre des personnes recherchées par les nazis (« Fahndungsbuch »), édition du 1^{er} octobre 1942, où était mentionné à la page 72 le nom de Bodson avec son adresse à Luxembourg. Le consul ajouta que « s’il avait été attrapé, c’eût été pour Victor Bodson le camp de concentration et la balle dans la nuque ».

Marcel Engel remarqua dans un article du *Land* consacré à l’édition 1943 du « Fahndungsbuch »⁵ que l’inscription du nom de Bodson dans ce registre ne prouvait rien. Il contenait 50 000 noms dont ceux de 600 Luxembourgeois. Le risque pour Bodson était minime, puisqu’il se trouvait depuis le 10 mai 1940 hors d’atteinte des nazis, d’abord en France non-occupée, puis au Portugal, enfin au Canada et à Londres. Il aurait dû descendre du ciel en parachute pour être pris par les sbires de la Gestapo.

Dory Oppenheim et Victor Bodson sont restés plusieurs semaines dans l’incertitude, ne sachant pas si les preuves transmises à Jérusalem seraient suffisantes pour emporter la décision du jury. Le 27 mai 1971, ils envoyèrent une nouvelle lettre à Jérusalem. Elle contenait une photocopie de l’en-tête d’un livre de l’ancien rabbin de Luxembourg et de son épouse, Charles et Graziella Lehrmann, sur *La Communauté israélite de Luxembourg* avec une dédicace élogieuse des auteurs et la copie de la page 81 avec cette phrase: « Le Ministère de la Justice, détenu dans ces années critiques successivement par MM. René Blum et Victor Bodson, fit preuve dans le traitement du problème des réfugiés d’une bienveillance et d’une largeur de vues qui permirent de sauver de nombreuses existences. » La lettre omit de signaler que Bodson n’arriva au ministère de la Justice qu’en avril 1940, un mois avant l’invasion, à un moment où il n’était plus possible aux réfugiés juifs de franchir la frontière.

Un deuxième document était attaché à la lettre du 27 mai, une photocopie de la page 27 des mémoires du lieutenant-colonel Archen. Cet extrait était destiné à prouver que, par sa présence dans la Caserne du Saint-Esprit dans la nuit du 9 au 10 mai 1940, Bodson aurait « contribué autant que possible à retarder l’invasion (allemande) et aurait ainsi permis à une grande partie de la communauté (juive) de s’échapper ». Ajoutons encore qu’à aucun moment Bodson ne fut amené à donner sa propre version des faits.

Le 16 juillet 1971, Mme Rosen informa le consul Oppenheim que la Commission des Justes avait décidé de décerner à Victor Bodson le titre de Juste. Le public luxembourgeois apprit la nouvelle par une réception donnée à la résidence « Malpaartes » de Bodson à Mondorf. Plusieurs esprits critiques, dont Henri Koch-Kent et Léon N. Nilles, s’adressèrent à l’Institut commémoratif des martyrs et des héros pour en savoir plus sur cette distinction. Ils n’arrivèrent pas à satisfaire leur curiosité.

En 1978, Émile Haag, qui était alors un jeune historien chargé avec Paul Dostert et Émile Krier de rassembler les documents concernant la Deuxième Guerre mondiale, se rendit à Mondorf pour recueillir le témoignage de Victor Bodson. Il en résulta une interview-fleuve d’abord transcrite en luxembourgeois par Monique Schumacher-Lorent puis traduite en français par une main inconnue. Le texte de 690 pages était destiné à une biographie de Bodson par Émile Haag respectivement à la rédaction de ses mémoires par Bodson lui-même. Le document est conservé aujourd’hui dans des archives privées inaccessibles au commun des mortels. Après le décès de Victor Bodson une sélection de 17 pages trouva son chemin jusqu’à Yad Vashem.⁶

Bodson parle dans ce document apocryphe de l’épisode des juifs recueillis dans la Sûre, mais sans mentionner le village de Steinheim :

« B : J’avais aussi des filières par la Sûre, où j’avais ma chasse. Les réfugiés y contactaient un intermédiaire qui me téléphonait et j’allais les prendre.

H : L’intermédiaire était-il un Luxembourgeois ?

B : Oui, il y avait des gués qui étaient connus. Il n’y avait pas de lumière, mais les arbres étaient marqués.

H : Est-ce que vous vous rappelez à quel moment vous vous êtes occupé de cela, en 33 ou en 34 ?

B : Déjà en 1933. Je me rappelle que le matin j’arrivais à mon bureau qui ne se trouvait pas dans ma maison. Et il y avait six clients devant la porte. Ils entraient avec moi et ils attendaient bien au chaud jusqu’à ce que j’eusse le temps de m’occuper d’eux. J’allais plaider et l’après-midi je leur donnais à manger et j’étais leur problème. Le soir nous les amenions plus loin. » (p.158-159)

Questionné sur le nombre des réfugiés qu’il a ainsi aidés, Bodson répond : « J’estimerai que pendant les sept premières années ils étaient plus de 2 000 » (p.161).

Quant aux preuves Bodson reste évasif : « Je me rappelle que quand ceux de Jérusalem faisaient leur enquête auprès de moi – ils m’ont donné le « Titre du Juste » – ils me demandaient de leur donner les noms de ceux que j’avais aidés. Je ne pouvais pas le faire, parce que 1. je n’avais pas eu le temps de noter les noms et que 2. j’aurais été fou de les noter » (p.159).

Les pseudo-mémoires de Victor Bodson ne firent qu’augmenter la confusion. L’épisode du passage de la rivière à Steinheim se transporta vers un lot de chasse quelque part au bord de la Sûre et les réfugiés réapparaissaient ensuite dans la salle d’attente de l’étude Bodson à Luxembourg-Ville. Le nombre de juifs sauvés augmentait considérablement, de cent à 2 000. Les passagers clandestins enfermés dans le coffre de la voiture, parfois repliés à deux, étaient exhortés à ne pas éternuer. Les filières clandestines étaient tantôt organisées par un réseau de syndicalistes, tantôt par les organisations juives ou encore par des socialistes belges.

Devant cette accumulation de détails contradictoires il est difficile de démêler le vrai du faux. Des récits réels et imaginaires se percutent et s’imbriquent enrichis par des emprunts à la riche littérature de récits de chasse et de Résistance. Que pouvons-nous retenir ?

Nous savons que Bodson et Oppenheim se connaissaient depuis les compétitions de natation des années 1920. Nous savons aussi que Bodson était un chasseur passionné et qu’il avait une chasse près de Steinsel, mais Steinsel se trouve loin la frontière et les réfugiés n’y avaient pas de rivière à traverser.

Nous savons aussi que l’initiative d’honorer Bodson remonte au début des années 1960, quand le procès Eichmann remit la Shoah à l’ordre du jour. En 1965, une délégation parlementaire israélienne conduite par le général Moshe Dayan séjourna au Luxembourg du 30 mars au 2 avril. Elle fut reçue par Victor Bodson qui était alors président de la Chambre des députés et par Dory Oppenheim qui était consul honoraire d’Israël. En août 1966, Bodson fut reçu à son tour en Israël à l’occasion de l’inauguration de la nouvelle Knesset à Jérusalem. À son retour il donna une conférence à l’issue de laquelle fut créé l’« Association des Amis d’Israël de Luxembourg », dont il assumait la présidence d’honneur.

Oppenheim insista sur les mérites tout particuliers de Bodson pour Israël : « Je ne pense pas non plus devoir rappeler le rôle de premier plan de Monsieur Victor Bodson lors de nos manifestations et actions, lors de la Guerre des Six Jours, alors que, Président de la Chambre des députés, il harangua la foule et se mit à la tête du cortège qui passa les grandes artères de cette Capitale.⁷ Le rôle qui fut celui de monsieur le Ministre Victor Bodson, plus récemment comme membre de la Commission des Communautés Européennes ne fut certes pas à l’encontre des intérêts d’Israël, mais ces rappels ne doivent pas faire oublier l’essentiel : l’incessant dévouement et les actes de clandestinité de Monsieur Victor Bodson, sauvant du moins une centaine de juifs au péril de sa propre vie, ainsi que les présents (documents ?) le prouvent. »⁸ Devant de telles évidences la Commission des Justes ne pouvait plus que s’incliner. Les intérêts supérieurs de l’État d’Israël avaient emporté la décision. ●



Victor Bodson

Diplôme de Yad Vashem, décernant le titre de Juste à Victor Bodson





Éclats et absence du corps

IIII Loïc Millot

Face au constat d'une unité perdue, vouée à l'atomisation, il y a nécessité de se fédérer, de se regrouper autour de finalités communes. Créer, c'est avant tout organiser les conditions d'une résistance durable au sein d'un monde néolibéral qui ne perçoit l'humain et la nature que comme ressources à exploiter jusqu'à leur épuisement total. Ce constat, lucide et un brin mélancolique, nous touche plus encore lorsqu'il est formulé par de jeunes artistes et qu'il donne lieu à une exposition collective, significativement intitulée *Lost Symbiosis*. La question du commun s'avère en effet d'actualité dans l'art contemporain. En témoignent les récits collectifs rassemblés par le Frac Lorraine dans l'exposition *Comment se raconter* ou ceux collectés par l'espace Octave Cowbell (Metz) pour le projet éditorial *Microcosmos*. Il en est de même au Luxembourg, où de nombreuses initiatives ont émergé pour donner davantage de place et de visibilité aux jeunes artistes, à l'instar du Casino Display, de la Young Luxembourgish Artists (YLA) initiée par la galerie Valerius, mais aussi de La Concierge, une association sans but lucratif créée en août 2023. *Lost Symbiosis* en est la toute première réalisation. Au programme de cette édition fonda-

trice : une performance de Georges Maikel, un DJ set expérimental de Waters en clôture, des workshops dédiés à l'accompagnement de projets artistiques, des tables rondes en prise avec les mutations sociétales (l'intersectionnalité, l'intelligence artificielle) et un parcours pluridisciplinaire dévoilant les œuvres de créateurs luxembourgeois.

Au commencement, deux expatriés, Liliana Francisco et Steven Cruz, se rencontrent à Lisbonne. Le duo, qui outre la nationalité luxembourgeoise partage les mêmes origines portugaises et une passion commune pour l'art, se lie d'amitié et souhaite attirer l'attention sur les conditions de production – un aspect dont le public est généralement tenu à distance au profit de la seule contemplation des œuvres d'art. À l'organisation d'événements et de projets d'exposition s'ajoutent ainsi des exigences économiques et éthiques portant sur les injustices salariales entre hommes et femmes ou sur la faible rémunération des artistes, une problématique débattue notamment lors du workshop du 16 décembre organisé avec Playground Ideas Studio. « Notre initiative, a été lancée à la suite de nos expériences indivi-

duelles. Nous avons un besoin crucial de reconnaissance et d'une rémunération juste pour poursuivre notre travail dans ce domaine », retrace Liliana Francisco. Il est important pour eux de montrer au monde que le métier d'artiste en est un comme un autre et qu'ils veulent vivre dignement de notre travail comme tout autre membre de notre société. « Il est crucial de démontrer qu'il est possible de vivre de son art et d'encourager de jeunes artistes à suivre cette voie. Nous sommes convaincus que le Luxembourg a les ressources nécessaires pour professionnaliser davantage ce métier. Il est nécessaire de transformer la perception de l'artiste dans notre société », conclut la jeune femme, pour qui l'art est indissociable de son engagement idéologique. Aucune relation hiérarchique ne vient régir le fonctionnement de l'association ou le travail des artistes associés au projet. L'entraide et l'intelligence collective prévalent à chaque avancée. Ce fut le cas lorsqu'il a fallu trouver un lieu d'exposition, en dépit des nombreux refus ou d'absence de réponse des structures culturelles que Liliana et Steven ont sollicités. Jusqu'au jour où Lynn Bintener, coordinatrice à la Ville de Differdange, accepte d'accueillir et de soutenir leur démarche. En juillet, l'appel à projet et la sélection des artistes ont débuté : « Nous avons été surpris par le nombre important de dossiers reçus. Dans un premier temps, il était important de faire une sélection sur base de la qualité des œuvres proposées ainsi que sur base du respect [...] du thème de *Lost Symbiosis*. Puis, nous avons veillé à avoir un choix diversifié d'œuvres et d'approches artistiques. Nous voulions éviter les répétitions. C'était important pour nous

de présenter non seulement des artistes établis, mais aussi des artistes émergents », détaille Liliana. Au total, neuf plasticiens sont représentés dans l'exposition et autant de techniques : broderie, photographie, collages, stop-motion, peinture, installation...

Symptôme d'une symbiose déchu, le corps humain est l'objet sur lequel se concentre la plupart des propositions. Les grands portraits photographiques de Samantha Wilvert qui accueillent le spectateur projettent aussitôt ses jeunes modèles dans la sphère du sacré. On est surpris par la présence, la douceur et la majesté de ces trois jeunes adultes métisses dont les visages sont imprimés sur des pans de tissu noir. Ce dispositif convoque l'origine de l'iconographie chrétienne et ses images miraculeuses obtenues sans contact humain, à l'image du voile de Véronique sur lequel apparaît le visage du Christ. Ces impressions photographiques font aussi transparaître d'autres vues prises dans un contexte domestique, profane, dégradé, où les corps des modèles croulent désormais sous le fatras et l'accumulation d'objets de consommation de masse. Un rapport à l'objet que poétise de son côté Luan Lamberty, où le smartphone devient le reflet de notre solitude et de notre aliénation consentie. L'étalage d'objets encombrants rappelle à nous le genre de la nature morte. Longtemps considéré comme mineur dans l'histoire de l'art, il s'avère l'une des expressions les plus représentées au sein de l'exposition. Les installations de Delphine Synadino et Steven Cruz les reconstituent à échelle 1. Elles sont prétextes à mettre en scène des repas à travers ses objets



Samantha Wilvert

L'installation de Steven Cruz avec une poubelle en réponse à l'abondance

rituels – tables, plateaux, couverts, assiettes, autant d’ustensiles mettant en appétit qui nous font prendre conscience que la représentation du corps est paradoxalement le grand absent de toute nature morte. Là où l’installation de Delphine Synadino fait vaciller les contours de la nature morte, oscillant entre l’atelier, la scène de sorcellerie, voire le cabinet de curiosité, Steven Cruz, lui, contrebalance tout le faste du repas par la présence marginale d’une poubelle, contrepoint prosaïque où finiront tous les restes non-consommés. Une dialectique du déchet et de la manducation qui sonne comme un rappel précieux et ironique autour des fêtes de fin d’année... À l’absence de visibilité corporelle répond le corps morcelé, découpé, contorsionné, comme dans les collages de Liliana Francisco et de Lascar. Les *Distorsions* de la première, non sans humour, déconstruit le corps féminin, le désarticule, se plaît à le déformer, à le montrer dans ce qu’il peut avoir d’étrange et d’inquiétant. Inquiétantes sont aussi les grandes figures composites de Lascar, hantées par la guerre et la religion, toutes deux sources de division aujourd’hui. Lascar sait aussi se montrer espiègle. Notamment lorsqu’un de ses collages affiche « Finie la vaisselle », alors qu’un homme est en train de vomir, la tête dans l’évier... Un beau pied-de-nez à l’étalage de vaisselle et de mets déployé dans les précédentes natures mortes ! ●

Lost Symbiosis à voir jusqu’au 14 janvier à l’espace H20 à Oberkorn. Workshop (*Re-*)Discover your Creativity le 7 janvier (15h-17h) + DJ set de Waters le 13 janvier (19h30)

Éloge du peu

IIII Marianne Brausch

C’est la première fois que Sam Krack, né en 1993 à Dudelange et qui vit à Sète dans le sud de la France, expose dans son pays natal. C’est presque enfoncer une porte ouverte de dire que le Luxembourg fait figure d’îlot de bien-être au milieu d’une Europe occidentale qui vacille sur ses bases. Sam Krack vit loin de ce ronronnement rassurant. C’est aussi pour cela qu’il faut saluer la galerie Valerius qui expose son travail radical, sous le titre *Traces de vie* (qui se termine ce week-end). Car sa base de travail, est de valoriser des objets (fauteuil de jardin en plastique, rideaux d’occasion) et des lieux banals (cuisine et salle de bain décaties, location de vacances meublée à minima) qu’il élève au statut d’œuvres artistiques.

Cet aspect bon marché, déjà visuellement déroutant, l’est aussi par le choix audacieux de ce tout jeune artiste, diplômé il y a tout juste trois ans : l’installation. Deux des ensembles présentés à la galerie Valerius, *Artemis* et *Monobloc*, auraient d’emblée leur place dans un musée. Le récit pictural de Sam Krack commence par ce modèle de fauteuil de jardin en pastique le plus vendu au monde. C’était au Musée Fabre, à Montpellier en 2022. À la manière de Duchamp, Sam Krack (diplômé de l’École des Beaux-Arts de Montpellier en 2019), avait donné à cette chaise terrasse le statut d’objet d’exposition, en réalisant trois moulages en céramique (*Monobloc*), disposés parmi les peintures anciennes.

Un visiteur, qui n’était pas au fait de ce mélange de pièces contemporaines parmi les collections classiques, en a cassé un en s’asseyant dessus. Les pièces à conviction du sinistre sont là, à la Valerius gallery, exposées sous forme de trois peintures à l’huile sur toile (*Sinistre I, II, III*). Sam Krack ne s’est pas installé avec un chevallet devant la scène de l’accident pour la reproduire. Il a peint d’après les photographies prises pour établir le dossier d’assurance. Du passage de l’objet banal (le fauteuil en plastique) à la pièce d’exposition (les moulages en céramique *Mo-*



La chaise Monobloc et ce qu’il en reste

nobloc), l’accident a donc donné une valeur marchande à la sculpture endommagée.

C’est aussi devenu, comparable à l’effet papillon, une source d’inspiration pour une nouvelle série de toiles, *Nouveau sinistre I et II*, réalisées en 2023. Ici, un vrai fauteuil de jardin en plastique cassé en mille morceaux est exposé au pied de leur reproduction à l’identique, comme s’il s’agissait d’un motif de toiles accrochées aux cimaises d’un musée. C’est aussi tout sauf le hasard qui est le point de départ de *État des Lieux - Artemis*, du nom de l’agence immobilière qui a loué son appartement à Sam Krack. Cette installation, est le récit pictural qui va de l’état des lieux d’entrée en 2019 à la sortie trois ans plus tard, en 2022.

Les toiles sont peintes d’après les prises de vue de l’agence pour le document administratif : cuvette de WC, trousseau de clés, compteur d’eau, évier de cuisine, plaques de cuisson, lavabo de salle de bain, élément haut de cuisine. « La description très pragmatique qui accompagne les images est remplacée par un champ propre... à la peinture », explique Sam Krack. Depuis, l’appartement est occupé par un autre locataire

et les éléments de l’appartement peints, sont devenus pure fiction. Ils voyagent dans une caisse en bois et ont été montrée dans les expositions *Trans(m)issions* au MO.CO à Montpellier et *Peintures barbares* au Lieu Commun à Toulouse en 2022, avant donc de trouver leur ordonnancement d’accrochage sur une reproduction imprimée façon papier peint de la cuisine grandeur nature, qui couvre tout un mur de la galerie.

Sam Krack se dit influencé par le philosophe Walter Benjamin, « figure importante dans la manière de penser mes pièces au sein du tissu culturel dont elles émergent. » Si *Monobloc (Sinistre)* et *État des Lieux - Artemis*, nous semblent témoigner à la fois du réalisme pictural et du détachement du réel de la jeune peinture actuelle, c’est littéralement le cas des pièces de la série *Rideaux (Décoration)*. Le processus est identique – prises de vue sur un site de vente d’occasion sur Internet et peinture reproduisant à l’identique la mise en scène du vendeur. La particularité de ces *Rideau toile jaune verte TBE, Rideau motifs Arum I et II*, est que Sam Krack les a achetés et que l’élément réel de l’œuvre, le vrai rideau sert de toile de fond à la reproduction peinte. ●

D'GEDICHT VUN DER WOCH

Message du nouvel an du Premier ministre

Jacques Drescher



Léif Leit, Léif Spekulanten,
Léif Police, Léif Arméi,
Léif Heescheleit, Léift Lydie,
A léiwen Triple Éi!

Eist Vollek an eis Banke
Sinn oppen an divers;
An d’Stärkt vun eisem Modell
Ass d’Chambre de Commerce.

Ech si fervent pro Klima,
Als Papp vun der Natioun,
An hale gär zesummen
Eis Wirtschaft an eis Kroun.

Ech hätt gär, dass eis Uelzecht
Net durech d’Wisen zéit,
Fir dass all Supp als Terrain
Am PAG nees bléit.

Cheap oil, bright future

IIII Jean Lasar

De tous les prix qui font courir les humains comme des poulets sans tête, celui de l'essence à la pompe est sans doute le plus emblématique, le plus scruté et le plus trituré. La santé de l'économie est directement corrélée avec le prix du diesel et du super. Les énergies fossiles étant l'équivalent pour nos économies carbonées de l'oxygène pour nos organismes, un sentiment d'abondance de la ressource est considéré comme indispensable pour déchaîner les petits lutins de la croissance. Aussi, plus d'une élection présidentielle américaine s'est-elle jouée sur le prix du *gallon*, indicateur d'inflation lorsqu'il s'envole, de prospérité lorsqu'il est bas.

Que devient cette équation communément admise au regard de la crise climatique ? Quels sont les niveaux de prix des énergies fossiles les plus susceptibles de contribuer à la décarbonation ? Des prix élevés pour le consommateur final sont-ils le meilleur moyen de l'en détourner et de l'enjoindre à chercher des alternatives moins polluantes ? C'est la doxa. Elle suppose que les mécanismes de marché feront le travail. Demandons-nous si cette approche n'est pas, en définitive, un leurre.

D'abord, le prix à la pompe comportant une part non négligeable d'accises (celles-ci varient beaucoup d'un pays à l'autre – un cinquième aux États-Unis, deux-tiers en Inde), même l'État le plus enclin à stimuler la décarbonation hésitera forcément à s'y engager dès lors que cela réduira mécaniquement ses recettes fiscales.

Ensuite, cette approche revient à donner aux pays et entreprises qui produisent et commercialisent le pétrole, gaz et charbon tirés du sol

l'instrument dont ils rêvent pour continuer de les écouler ad vitam aeternam. Rester dans une logique de l'offre et de la demande pour ces produits est le plus sûr moyen pour que leurs détenteurs conservent leur contrôle du marché, en ajustant l'offre au jour le jour. C'est le jeu auquel se livre l'Opep depuis qu'elle existe, avec un succès incontestable puisque le monde reste assoiffé de son produit et se plie à ses manœuvres pour ne pas risquer le fléchissement, redouté plus que tout, de l'activité économique. C'est la même logique qui permet aujourd'hui à la Russie d'écouler son gaz et son pétrole auprès de qui veut bien l'acheter, et ce, bien que les pays occidentaux aient voué d'assécher son marché.

Autre considération : la notion éminemment déresponsabilisante de *Peak Oil*, qui voudrait que l'économie mondiale serait sur le point de ne plus disposer de suffisamment de pétrole bon marché pour couvrir ses besoins et que cette raréfaction à elle seule fera qu'elle s'en détournera tôt ou tard, est un mythe savamment entretenu par la pétrocratie elle-même. S'il est vrai qu'une partie des réserves restantes d'hydrocarbures deviennent plus difficiles à exploiter, les essors de la fracturation hydraulique, des schistes bitumineux, des forages en eau profonde et dans d'autres régions d'accès plus ardu, du transport de méthane liquéfié sont là pour montrer que l'offre se porte bien et continuera de s'offrir tant qu'il y aura des acheteurs, merci.

Certes, la dégringolade spectaculaire des coûts par joule produit des énergies renouvelables ces dernières années nourrit l'idée qu'elles finiront forcément par remplacer les énergies polluantes.

Malheureusement, dans un monde mû par une poursuite sans relâche de la croissance, le solaire et le photovoltaïque peuvent très bien s'ajouter aux énergies d'origine fossile au lieu de s'y substituer. Tant que l'on s'en tient strictement aux mécanismes de marché, les producteurs de pétrole auront toujours une longueur d'avance pour ajuster leurs prix à l'intérieur d'une fourchette qui ménage leurs marges et préserve leurs marchés et leurs rentes – c'est-à-dire pérennise l'addiction – à long terme.

Si nous souhaitons sincèrement nous sevrer des énergies fossiles, l'urgence de la crise climatique nous interdit, en réalité, de miser sur le minimalisme réglementaire qui s'est imposé ces dernières décennies comme l'ultime doctrine économique. Une approche radicale, et bien plus efficace, pour se détourner des hydrocarbures est de viser une situation où leur prix a cessé d'être un facteur déterminant : celui d'un monde qui aura pris la décision de s'en déprendre pour de bon, et très rapidement. Un monde où la demande, et mécaniquement leur prix, se seront effondrés.

Les climatologues les plus francs reconnaissent qu'il ne suffit pas de viser un vague « net zéro » à l'horizon 2050, mais qu'il faut adopter un objectif de division effective par deux de la consommation de combustibles fossiles d'ici 2035 pour préserver une probabilité de un sur deux de rester en deçà d'un réchauffement de la température mondiale de 1,5 degré par rapport aux niveaux préindustriels. Il est illusoire de vouloir parvenir à ce niveau de sobriété, qui suppose une baisse de la consommation annuelle de l'ordre de six à sept pour cent au cours de la prochaine décennie, en laissant fluctuer le prix du pétrole.

Il faut donc se projeter dans un monde où le prix du baril n'est plus le pouls de l'économie, mais un indicateur de l'efficacité des mesures prises pour faire cesser l'addiction qui menace la survie de l'humanité, à savoir une restriction,

radicale et simultanée, de l'offre et de la demande d'hydrocarbures.

La notion d'addiction est utile pour comprendre la situation dans laquelle s'est mise notre civilisation par sa consommation immodérée d'énergies fossiles. Un *junkie* n'est que peu influencé par le prix de l'héroïne ou du Fentanyl : il adapte simplement ses efforts pour parvenir à se les procurer. De même, il existe une forte élasticité à l'égard du prix du baril qui a permis à l'économie mondiale de faire face aux fortes variations qu'il a connues. Mais le toxicomane est un acteur isolé ne nécessitant que peu de moyens pour assouvir ses besoins. La consommation de pétrole, de gaz et de charbon en revanche suppose d'importantes infrastructures d'extraction, de transformation et de distribution, en amont, et, en aval, des dispositifs de combustion dans des centrales, usines et moteurs (sans parler des subventions massives, directes et indirectes, consenties par les gouvernements au nom de la compétitivité). L'analogie de l'addiction vaut donc pour nos attitudes collectives, mais pas nécessairement pour les politiques publiques. Les émissions de CO₂, de CH₄ et d'autres gaz à effet de serre pouvant au moins en partie être monitorées, sinon en temps réel, du moins a posteriori, les pays, régions ou acteurs perpétuant l'ère des fossiles peuvent être suivis et sanctionnés. Il s'agit donc de tarir simultanément offre et demande, pétrole, gaz et charbon devenant des produits honnis dont plus personne ne veut, et dont le coût d'extraction devient par conséquent plus élevé que le prix que l'on peut espérer en tirer.

Les économistes et les philosophes s'charpent depuis des lustres autour de la notion de « juste prix », les premiers y voyant celui qui résulte d'une concurrence pure et parfaite, les seconds exigeant qu'il reflète aussi des considérations morales. Ce débat est caduc : décarboner à coup de prix élevés à la pompe n'est pas seulement injuste envers les plus démunis et les générations à venir, mais aussi inopérant. ●

AVIS

SNHBM

Société Nationale des Habitations à Bon Marché s.a.

Avis de marché

Procédure : 01 ouverte

Type de marché : Travaux

Le bordereau de soumission est téléchargeable sur le Portail des marchés publics.
Réception des plis :
Le jour de l'ouverture avant 10.00 heures
N°. avis complet sur *pmp.lu*:
2400005

mobilier meublant brasserie d'une Maison pour Tous à Olm.
Conditions d'obtention du dossier :
Le bordereau de soumission est téléchargeable sur le Portail des marchés publics.
Réception des plis :
Le jour de l'ouverture avant 10.00 heures
N°o. avis complet sur *pmp.lu*:
2400009

Description :
– L'exécution des travaux de revêtement de sol de 4 immeubles résidentiels à Belvaux.
Lots 1: Intitulé: Lot A – 2 résidences
– Description : Travaux de revêtement de sol
– Informations complémentaires :
Lots 2: Intitulé: Lot B – 2 résidences
– Description : Travaux de revêtement de sol
– Informations complémentaires :
Conditions d'obtention du dossier :
Le bordereau de soumission est téléchargeable sur le portail des marchés publics.
Réception des plis :
Le jour de l'ouverture avant 10.00 heures
N°. avis complet sur *pmp.lu*:
2400008

Avis de marché

Procédure : 01 ouverte
Type de marché : Travaux

Date limite de remise des plis :
06.02.2024 10.00 heures
Lieu :
SNHBM 2B, rue Kalchesbruck L-1852 Luxembourg
Intitulé :
Lot mobilier sur mesure, réf. KE2-B.
Description :
– L'exécution des travaux de mobilier sur mesure d'une Maison pour Tous à Olm.
Conditions d'obtention du dossier :
Le bordereau de soumission est téléchargeable sur le Portail des marchés publics.
Réception des plis :
Le jour de l'ouverture avant 10.00 heures
N°. avis complet sur *pmp.lu*:
2400002

Date limite de remise des plis :
09.02.2024 10.00 heures
Lieu :
SNHBM 2B, rue Kalchesbruck L-1852 Luxembourg
Intitulé :
Lot chapes, réf. G7.
Description :
– L'exécution des travaux de chapes de 4 immeubles résidentiels à Belvaux.
Lots 1: Intitulé: Lot A – 2 résidences
– Description : Travaux de chapes
– Informations complémentaires :
Lots 2: Intitulé: Lot B – 2 résidences
– Description : Travaux de chapes
– Informations complémentaires :
Conditions d'obtention du dossier :

Société Nationale des Habitations à Bon Marché s.a.
Avis de marché

Procédure : 01 ouverte
Type de marché : Travaux

Date limite de remise des plis :
13.02.2024 10.00 heures
Lieu :
SNHBM 2B, rue Kalchesbruck L-1852 Luxembourg
Intitulé :
Lot mobilier meublant brasserie, réf. KE2-B.
Description :
– L'exécution des travaux de

Société Nationale des Habitations à Bon Marché s.a.
Avis de marché

Procédure : 01 ouverte
Type de marché : Travaux

Date limite de remise des plis :
09.02.2024 10.00 heures
Lieu :
SNHBM 2B, rue Kalchesbruck L-1852 Luxembourg
Intitulé :
Lot revêtement de sol, réf. G7.

Société Nationale des Habitations à Bon Marché s.a.

d'Lëtzebuurger Land

Fondé en 1954 par Carlo Hemmer, édité par Leo Kinsch de 1958 à 1983. Hebdomadaire politique, économique et culturel indépendant paraissant le vendredi. Publié par les Éditions d'Letzeburger Land s.à r.l., R.C. B 19029, N° TVA LU 12 12 40 22. La reproduction des articles et illustrations est interdite sans l'accord écrit de l'éditeur. **Gérant** Stephan Kinsch (48 57 57-1; land@land.lu). **Rédacteur en chef** Peter Feist (48 57 57-24; pfeist@land.lu). **Rédaction** France Clarinval (48 57 57-26; fclarinval@land.lu), Luc Laboulle (48 57 57-28; llaboulle@land.lu), Stéphanie Majerus (48 57 57 35; smajerus@land.lu), Sarah Pepin (48 57 57 36; spepin@land.lu), Pierre Sorlut (48 57 57-20; psorlut@land.lu), Bernard Thomas (48 57 57-30; bthomas@land.lu), **Mise-en-page** Pierre Greiveldinger (48 57 57-34; pgreiveldinger@land.lu), **Photos** Sven Becker (48 57 57-36; sbecker@land.lu), **Administration et publicité** Zoubida Belgacem (48 57 57-32; zbelgacem@land.lu) **Édition et rédaction** 59, rue Glesener L-1631 Luxembourg **Courrier** Boîte postale 2083, L-1020 Luxembourg **Téléphone** 48 57 57-1 **Fax** 49 63 09 **E-mail** land@land.lu **Internet** www.land.lu **Twitter** @Letzland **Facebook** d'Lëtzebuurger Land **Instagram** letzeburger_land **Impression** Editpress S.A. **Prix par numéro** 6,00 € **Abonnement annuel** 200,00 € **Abonnement étudiant/e** 95,00 € **Compte en banque** CCPLULL : IBAN LU59 1111 0000 5656 0000

„Sprooch ass eppes Komesches“

IIII Don John

Existenziell
Ängschten um
Hamilius féiere
beim Joël Adami
sengem
Debutroman zu
engem Tuer
duerch dat
„richtegt“
Lëtzebuerg



Leschten Hierscht koume mat *Blaustufen* vun der Faby Schintgen a *Fassad a Substanz* vum woxx-Journalist Joël Adami direkt zwee éischt Romaner bei Op der Lay eraus. Wann et u sech begréissenswäert ass, an engem Milieu, wou stänneg déi nämmléicht al Schanken hier méi oder manner relevant Fiktioone verëffentlechen, direkt op zwou nei Stëmmen ze setzen, esou feelt et deenen zwee Romaner leider uerg u... Substanz.

Ee jonke Mënsch verléiert een Dag, wéi en an d’Lach am Buedem, wou fréier den Aldringer war, stuerkt, säi „Glawen un déi lëtzebuergesch Realitéit“ a kënnt ëmmer méi zur Erkenntnis, dass am Grand-Duché alles just Fassad ass an hien an engem Land leeft, an deem d’Leit all just esou maachen, wéi wann.

Dass eis Wierklechkeet net eis Wierklechkeet, mä just eng (schlecht) Theateropféierung wier, ass eng Ängscht, déi sech vum Platon iwwert de Shakespeare bis hin zu all zweeten, vum Philip K. Dick sengem Wierk inspiréierte Sci-Fi-Roman zitt.

Fir dem Adami seng Erzielfigur ass se awer am Grand-Duché ëm sou méi justifiéiert, well de ville Wuelstand zu enger Gesellschaft gefouert huet, an där alles méi opgesat, kënschtlech a bleech wierkt, wéi anerwäerts – esou schéngt et him, wéi wann an der Chamber Politik just géif nogespillt ginn a beim Bäcker rassistesche Zeene wéi aus der ADR hirem Dram vum engem méi lëtzebuergesche Lëtzebuerg an enger Dauererschleef géife lafen.

Aus genee deem Grond versicht seng Frëndin Lis, mat där hien zanter kuerzem eppes huet, him dat richtegt Lëtzebuerg ze weisen a féiert hien op Plätzen, op deenen een eben net dauernd den Androck erhält, si géifen an de Koup falen, wann een eemol mam Fouss géint eng Mauer stéisst.

En Ausfluch am Flying Dutchman – de Berghain vu Lëtzebuerg, versicht eng Figur e bësse beméit, sech lëschteng ze maachen –, um Bockfiels, op der Aire de Berchem an hire Bierger un Tubak-Eemeren a schlussendlech um Kierchbiere soll am zweeten Deel vum Roman, dee wéi ze erwaarden „Substanz“ betitelt ass, der Haaptfigur hier ontologesch Panik gepléischtert ginn, andeem si op en Tuer duerch „dat richtegt Lëtzebuerg, dat onfgeschminkt, ongeschéint, dat net vun Nation-Branding-Campagnen oppoléiert Lëtzebuerg“, de „Grand-Duché vun den Tankstellen, den Département [sic!] du Tabac et de l’Essence“ matgehall gëtt.

A *Blaustufen* kämpft eng Hausfra mat dräi Kanner an engem Mann, dee méi gläichgültig net kéint sinn. Eng Affaire mat engem begeeschterte Concertsgänger, deen sech awer net op eppes Eesches festleeë wëll an ee Retour an d’Aarbechtswelt ginn awer net duer, hir Onzefriddenheet am Stot ze kompenséieren, a wann si bis erausfënnt, dass hire Mann sech op Datingplattformen erëmdreift an do sichtlech eng nei Léift fonnt huet, tëschent där hie wëlles huet, an enger Zort oppeener Bezéiung hin- an hier ze pendelen, platzt der Mel ier-

gendwann net just de Kolli, mä si stellt och fest, wéi stengeg de Wee zur Selbstverwierklechung fir eng Fra an engem reaktionärem Lëtzebuerg ass.

Dass eng Rei Verlagshaiser zu Lëtzebuerg kaum bis kee Lektorat maachen, ass eng traureg Realitéit, déi dozou féiert, dass vill Wierker quasi onvollstänneg an de Rayone vun de Librairie landen. Dat mécht d’Liese vu *Fassad a Substanz a Blaustufen* zu enger deels iergerlecher Experienz, während där een sech dobäi erwëscht, stänneg Feeler, Redundanzen an Inkohärenzen ze verbesseren.

Wou bei der Faby Schintgen quasi op all Säit ee „laacht“, gëtt beim Joël Adami zwar just op all zweeter Säit „gegrinst“, dofir huet am jonken Auteur sengem Roman d’Lach am Aldringer wuel och d’lëtzebuergesch Rechtschreiwung an och hei an do ee Verb verschléckt. Méi schro ass dann awer, wann sech am éischte Kapitel zwou Figuren ee Rendez-vous virun engem Hipster-Café ginn, déi zwee sech duerno awer, wéi anscheinend uitgemaach, virun der Post treffen. Dass an engem Wierk vu knapp 190 Säiten esou Logikfeeler, fir déi am audiovisuelle Milieu ee sougenannte Continuity Editor agräift, virkommen, verstärkt den Androck, dass den Auteur säi Roman net mat der néideger Fleg geschriwwen an iwwerlies, ma en e weénege dohi gemurkst huet.

Et bleift net dobäi, dass déi zwee Wierker just net funktionéieren, well sech beim Verlag keen zoustänneg gefillt huet, se uerdentlech ze iwwerliesen. „Sprooch ass eppes Komesches“, schreift iergendwou dem Adami säin Erzieler, an op der Sich nom richtege Wuert erfënnt hien zwar tatsächlech dräi Neologismen, mat där en d’Lëtzeburger Sprooch beräichere wëllt (an déi de facto louch ofgewandelt Friemwierder sinn), oft bleift déi „komesch“ Sprooch awer erstaunlech banal a weénege geschlaff.

Virun allem awer funktionéieren eng Rëtsch Zeene glat a guer net: Mat Kollege parodéiert den Erzieler eng Chambersëtzung während enger Sequenz, déi hie gefillt 30-mol als ee vun de witzegsten Ablécker a sengem Liewe bezeechent, wéi wann e géif spieren, dass de Lieser vum selwen net op déi d’Iddi komm wier, iwwert déi wierklech plakativ Parodie, am Verglach zu där Duerf-Cabaret op eemol wéi en Avant-Garde-Theaterstéck wierkt, och nëmmen eemol ze „grinsen“ – och wann ee spiert, dass den Auteur seng Freed beim Verfaasse vum Kapitel hat, mécht de Passage ongeféier esou vill Freed, wéi stonnellaangt Kucke vu *Chamber TV*.

Och d’Zeen beim Bäcker, bei där ee rosene Rassist eng Bäckesch ubläert, well e säi Croissant op franséisch muss bestellen, funktionéiert net, well et eben net duergeet, an enger Zort postmodernem Selbstbewusstsein dorop hinzeweisen, dass déi Zeen e Klischee ass, fir der Zeen hier Klischeehaftegkeet ze transzendéieren. Méi interessant Passagen, wéi d’Kapitelen op der Aire de Berchem, am Fly an um Stau, ginn duerch éiweg Widderhuelunge vun de Metapheren („Kuliss“, „Theaterstéck“),

sproochlech Ongenauegkeeten an onnatierlech Dialoger gestéiert – wat schued ass, well dem Adami säin Debut Potenzial zum Generatiounsroman hat, trotz dem immens dialekteschen Opbau mat Amenter duerchaus intelligent ass an den Auteur eng Rei Pärele bereet hält, wéi wa beispillsweis säin Erzieler sech wiert: „Ech hu keng Identitéitskris. Ech hunn eng Kris mat der Identitéit vum Land.“

Bei *Blaustufen* erhält een den Androck, dass d’Substanz vum Roman selwer en eenzeg Uneneereie vu Klischeeën ass, déi déi verschidde Kapitelen zementéieren, e bësse wéi wann de Roman dem Adami senger Figur hier Ängscht, ganz Lëtzebuerg wier eng eenzeg Kuliss, wëllt bestätegen. Hei wierkt alles beméit, vun der Kippchen an de sëllege Glieder Wäin – a *Blaustufen* gëtt esou vill an esou reegelméisseg ee klenge Patt gedronk, wéi am leschte Roman vun der Fred Vargas gefriess gouf – bis hin zu der Aart, wéi Konscht reng dem katharteschen Ofbau vu Frustréierung dëngt.

Wann d’Haaptfigur op ee Concert geet, gëtt net eemol gesot, wie spillt, alles wierkt, wéi wann d’Auteurin hier Kapitelen a Situatiounen esou vag wéi méiglech wëllt halen, vläicht, fir der Geschicht méi Universalitéit ze ginn, vläicht awer och, well hier net vill méi agefall ass.

Kanner sinn ustrengend, Männer onsensibel, d’Feierdeeg just mat Glühwäin ze erdroen a beim Shopping gëtt een ze vill Goss aus: Hei gëtt keng Banalitéit ausgelooos, *Blaustufen* spiegelt d’Wierklechkeet ouni iergend en Usproch, doraus eng literarescher Experienz ze wiewen – am Géigendeel ass all „provokanten“ Ausbroch aus dem Alldag genee esou banal, wéi den Alldag vun der Figur selwer. Esou féiert d’Banalitéit vum Liewen hei just zur Banalitéit vun der Literatur an all Gedankengang, wéi een aus genee där Routine kéint ausbriechen, ass vu pseudo-literaresche Klischee gefiddert an duerschdrongen. Dat ganz an engem Stil, deen net just duerch déi vill Widderhuelungen oder déi déck Erzielfiedem, déi et engem erlaben, all einzel Handlungswendung virauszegesinn, stéiert, mä virun allem eng Zort Reklamme-Jargon un den Dag leet, wéi wa mer hei an der Plastikwelt vun enger IP-Pub wieren. De Crémant ass „prickelnd“, lessen ass „lecker“ oder „himmlisch“, d’Kanner sinn „Hoppelhäschen“, d’Coiffeuse eng „Haarfee“ a wann d’Auteurin wëll lyresch ginn, freet si sech, op si och eemol an déi „verbotenen Künste des Haarföhnens“ wäert ageweit ginn. Dass Literatur net do ass, fir eisen alldeegleche Sproochgebrauch an déi linguistesche Ofkierzungen, mat där mer eng komplex Wierklechkeet zu pragmateschen Automatismen verstümmelen, mä am Géigendeel fir den Alldag poetesch ze transzendéieren – dat Gefill erhält ee beim Liese vu *Blaustufen* zu kenger Sekonn. ●

Joël Adami, *Fassad a Substanz*, 2023 Op der Lay; 196 Säiten, 17,90 Euro

Faby Schintgen, *Blaustufen*, 2023 Op der Lay, 240 Säiten, 17,90 Euro



La culture de
référence se nourrit
par téléphone

Une vie de réfs

IIII Cyril B.

Les vacances, et particulièrement celles de fin d'année, sont toujours l'occasion de renouer des liens familiaux distendus par la pression du quotidien, le rythme frénétique des activités professionnelles et la tiède torpeur de l'habitude. Quelle meilleure occasion pour de franches discussions que des embouteillages de plusieurs heures, auxquels succèdent d'interminables repas proposant un parcours exhaustif des spécialités les plus sucrées et grasses de la gastronomie internationale, eux-mêmes suivis par de longs après-midis pluvieux où la proposition culturelle la plus enthousiasmante est la 352^e diffusion du *Père Noël est une ordure* ? Pour peu que le débit Internet soit aussi poussif qu'un Vél'Oh déchargé, vous voilà condamnés à une activité devenue archaïque : discuter avec des gens qui n'ont pas été réunis par des algorithmes, mais parce qu'ils se trouvent à proximité immédiate.

Attention, c'est comme la course à pied, si vous n'avez pas pratiqué depuis longtemps, le manque d'entraînement risque de se faire sentir. Le plus inconfortable – si l'on excepte le fait de ne pas pouvoir régler le volume – c'est de s'apercevoir que la profondeur atteinte par le fossé qui vous sépare de la génération suivante est désormais équivalente à celle qui vous sépare de la génération précédente. OK, vos parents disent toujours « SMS », ont gardé leurs cassettes vidéo (au cas où) et copient régulièrement des chaînes de messages sur leur profil Facebook. Mais vous devez reconnaître que vous n'êtes jamais allé sur TikTok, et que vous ne connaissez aucune chanson de Travis Scott ou de Tate McRae. D'ailleurs, dit-on encore « chanson » ? Vous réalisez, au fil de l'eau, qu'il vous manque un certain background culturel, vous n'avez pas la « réf », quoi. D'un certain point de vue, il peut être rassurant de se dire que si l'on ne comprend pas tout, ce n'est pas seulement dû à des troubles auditifs.

On connaît tous des fans de films qui lâchent à tout bout de champ une réplique du *Père Noël est une ordure* (surtout

au bout de 351 diffusions), de *C'est arrivé près de chez vous*, ou de *La Cité de la Peur*. Que l'on reconnaisse ou pas la citation, c'est toujours amusant, sauf si l'on s'appelle Thérèse, Josette, Malou, Rémi ou Odile. Il est plus difficile de ne pas se sentir exclu de la conversation quand certains récitent des dialogues entiers d'*OSS 117*, de *Kaamelott* ou de *Dikkenek*. Mieux vaut connaître la source d'un « c'est toujours les nazis qui ont le mauvais rôle » pour éviter l'incident diplomatique entre le Vacherin et la bûche glacée... « Mais, non, Maman, je ne parlais ni des Israéliens, ni du Hamas. C'est un film ! »

Mais ça, c'était vrai jusqu'aux années 2000. La production des réfs était limitée à quelques films, deux ou trois séries, une poignée d'émissions de télé-réalité et quelques publicités. De plus, le melting pot culturel luxembourgeois circonscrivait la référence à un cercle relativement restreint, chaque communauté ayant son propre univers culturel, en dépit d'activités sportives ou professionnelles partagées. Désormais, à l'échelle des réseaux sociaux, le même est la réf universelle, recyclée, répétée, déformée, jusqu'à ce que son origine se perde dans les tréfonds des strates numériques où le temps s'écoule plus vite qu'un *reel* sur une *story*. Peu importe d'où viennent la photo, le gif animé ou les quelques secondes de vidéo, pas besoin d'avoir vu les 238 épisodes de *The Office* pour reconnaître Steve Carell dans le rôle de Michael Scott. Il se suffit à lui-même, comme Homer Simpson ou un chaton.

Aujourd'hui, à moins de passer cinq heures par jour sur son téléphone, ce qui semble une résolution difficilement compatible avec une activité professionnelle, il est impossible d'avoir les réfs. C'est donc avec une certaine résignation, qu'on adoptera le « POV : mon daron », qui consiste comme dans les plus obscures heures des cours de philosophie de notre prime jeunesse à feindre un intérêt plus ou moins sincère, en suivant vaguement l'objet de la conversation, et en reconnaissant approximativement une citation sur dix. ●

DIE INTERNETSEITE



RTL1

RTL Eent (*rtl1.lu*) heißt eine neue Internetseite, die Anfang dieser Woche online ging und in den sozialen Netzwerken für sich wirbt. Sie sieht der von *RTL Lëtzebuerg* (*rtl.lu*) verblüffend ähnlich, bei

genauerer Betrachtung stellt sich jedoch heraus, dass es sich um eine Satireseite handelt, die im Stil der ZDF-Sendung „Magazin Royale“ des deutschen Entertainers Jan Böhmermann das Medienunternehmen parodiert und gleichzeitig kritisch beleuchtet. In mehreren Artikeln wird der Konzessionsvertrag des Luxemburger Staates mit CLT-Ufa und RTL Group hinterfragt, weil damit das Defizit eines kommerziellen Unternehmens mit öffentlichen Geldern ausgeglichen werde. Weitere Artikel beschäftigen sich mit der Bertelsmann-Erbin Liz

Mohn, mutmaßlichen Konflikten zwischen journalistischen Inhalten und kommerziellen Interessen bei *RTL* und Artikeln, die ohne Angabe von Quellen abgeschrieben worden seien. Ergänzt wird das satirische „Angebot“ mit erfundenen *Faits-divers*-Nachrichten, die in der Berichterstattung von *RTL Lëtzebuerg* traditionell einen wichtigen Platz einnehmen. Die Macher von *RTL Eent* haben sich bislang nicht öffentlich zu erkennen gegeben; die Seite, die täglich aktualisiert wird, trägt aber unverkennbar die Handschrift des Kunstkollektivs *Richtung22*. *RTL Group* hat

noch nicht öffentlich auf die Aktion reagiert. LL

LE PRODUIT

Opyos Bottled Cocktails

Pour ceux qui ne veulent pas (ne peuvent pas ?) se priver d'alcool et jouer la carte du *Dry January*, le fabriquant luxembourgeois de spiritueux, Opyos, propose une solution pratique : des cocktails en bouteille prêts à boire. Chacun des partenaires de la société a créé son breuvage en suivant les recettes les plus en vue et en travaillant avec les alcools de la

maison. Le Rosehip Negroni de Fränk Wagner est un assemblage du Opyos Luxembourg Dry Gin infusé à l'églantier, du Opyos Vermouth Rouge et d'un aperitivo réalisé par la distillerie Bordiga à Cuneo dans le Piémont, en Italie. L'amertume de la liqueur italienne est compensée par le côté floral du gin. Le Genepy Sloe Gimlet de Michel Schammel se compose du Sloe Gin de la maison, d'une infusion de génépi, une plante alpine, de jus de citron frais et de sucre de canne. Les saveurs herbacées du génépi ressortent bien. Enfin, le Elderflower Gin Sour de Jim Wagener rassemble le Dry Gin de la marque, du

sirop de fleurs de sureau venu de chez Eppelpress, du jus de citron frais et de sucre de canne. Un classique qui se caractérise par l'équilibre entre l'acidité et le sucre. Les cocktails prêts à boire présentent des degrés d'alcool similaires à ce qu'on trouverait dans un bar, entre 22 et 28 degrés. On fera donc attention à les boire avec modération. FC

